

Fragen statt Antworten
Weshalb sich der evangelische Kirchenbund so schwer tut mit der Ehe für alle. **HINTERGRUND 3**

Unermüdlicher Schreiber
Jean Ziegler kämpft seit seiner Jugend gegen den Kapitalismus. Mit Büchern als Waffe. **REGION 2**



Foto: Marco Frauchiger

Am Stammtisch
Was Arbeitgeber dazu beitragen können, damit die Integration von Flüchtlingen gelingt. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

reformiert.

saemann
Bern Jura Solothurn

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 8/August 2019
www.reformiert.info

Ein Halleluja für die Demokratie in Hongkong

Religionsfreiheit Die christliche Minderheit in Hongkong spielt innerhalb der jüngsten Protestwelle in der Millionenmetropole eine herausragende Rolle. Denn die Religionsfreiheit steht auf dem Spiel.

«Sing Halleluja to the Lord», hallte es im Juni durch das Regierungsviertel von Hongkong. Tausende von Christinnen und Christen hatten sich wochenlang zu Mahnwachen versammelt. Auch an der Demonstration am 16. Juni, als zwei Millionen Menschen ihren Protest auf Hongkongs Strassen trugen, wurde von vielen, die in ihrem Leben noch nie eine Kirche betreten haben, das Lied angestimmt.

Die Episode zeigt, wie das Christliche in der Demokratiebewegung mitschwingt. Vordergründig wird um das Gesetzesvorhaben gestritten, das juristisch Auslieferungen auch nach Festlandchina erlauben soll. Vor allem geht es aber um die Freiheit Hongkongs, das 2047 zur ganz normalen chinesischen Stadt wird. Denn die bei der Übergabe der britischen Kronkolonie ausgehandelten Sonderrechte wie Meinungs-, Versammlungs- und Religionsfreiheit sind dann Makulatur.

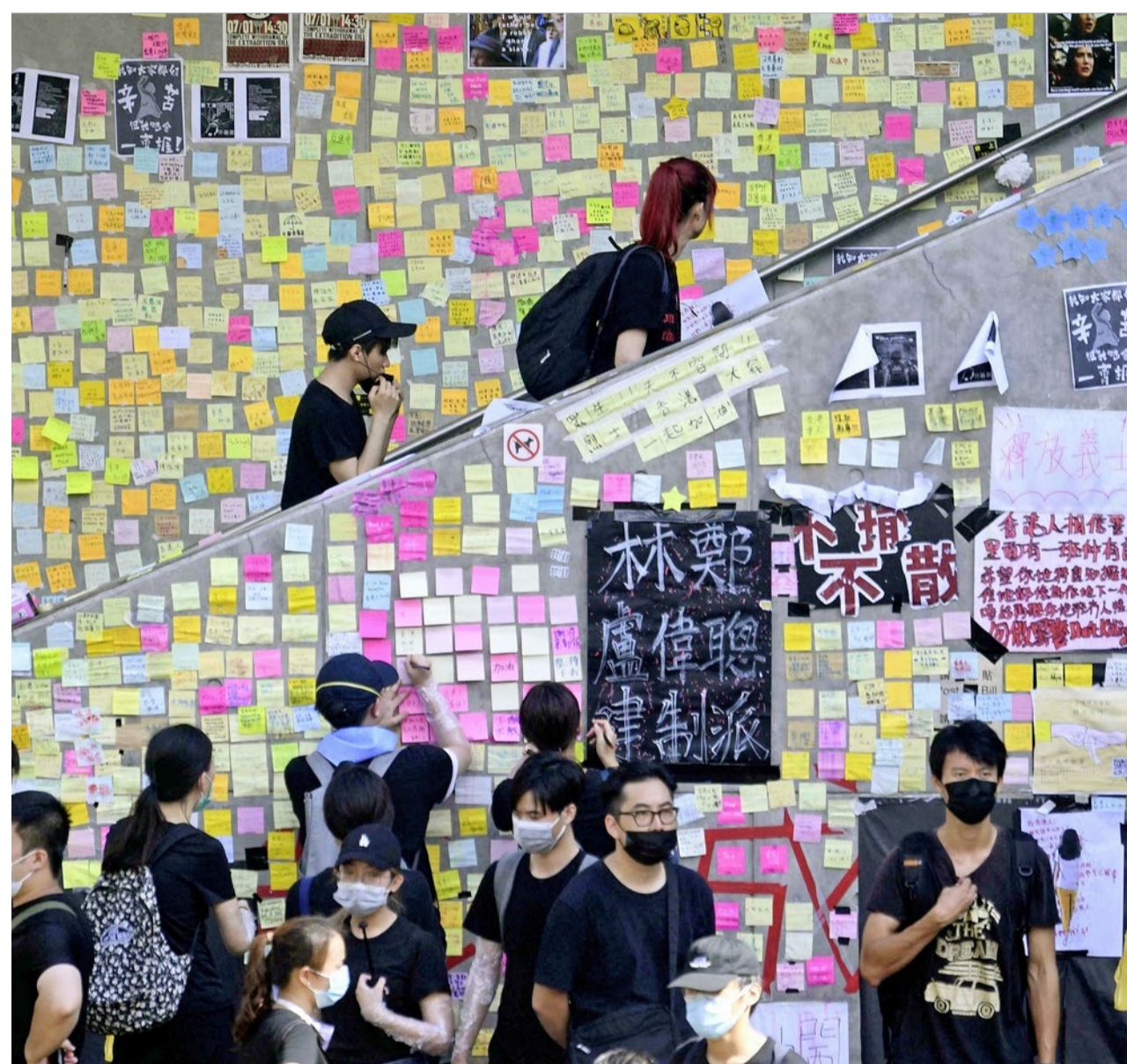
«Hongkong ist nicht China»

Die Uhr tickt also und genau am 1. Juli, am 22. Jahrestag der Übergabe, demonstrierten erneut Hunderttausende. Hunderte von Verzweifelten stürmten das Parlament und sprühten die Parole an die Wand: «Hongkong ist nicht China».

Empört trat Carrie Lam, die Regierungschefin des Stadtstaates, vor die Mikrofone und verurteilte den Vandalismus. Studentenfürher Joshua Wong, Mitglied der protestantischen Kirche TTM, die einst von der Basler Mission gegründet worden war, erinnerte sie prompt daran, dass die Regierung Hongkongs nicht demokratisch gewählt sei.

Tobias Brandner, der als Gefängnisseelsorger und Hochschullehrer seit 22 Jahren in Hongkong lebt, betont: «In der ungewöhnlichen Militanz spiegelt sich die Verzweiflung von Menschen, die trotz Protests die leidvolle Erfahrung machten, dass Lam zu keinem einzigen echten Zugeständnis bereit war.» Der Mitarbeiter von Mission 21 weist auf ein Graffiti im gestürzten Parlament hin: «Du, Carrie Lam, hast uns gelehrt, dass mit friedlichem Protest nichts zu erreichen ist.»

Brandner war bereits vor fünf Jahren mit seinen Studierenden dabei, als die Regenschirm-Bewegung fast drei Monate die City blockierte. Sie protestierten gegen das Wahlsystem, das prochinesischen Politikern automatisch den Sieg garantierte. Damals ging ein Riss durch die Kirchen. Viele öffneten die Kir-



Nur noch 28 Jahre möglich: Freie Meinungsäußerung per Post-it-Zettel.

Foto: Keystone

chentüren, damit die Demonstranten Tränengas und Gummischrot entkommen konnten. Andere appellierten, die chinesische Dominanz zu akzeptieren. «Heute sind die Kirchen klar gegen das Auslieferungsgesetz», sagt Brandner.

Christen auf beiden Seiten

Auffällig war 2014, dass neben Joshua Wong auch zwei der prominenten Führer der Regenschirm-Bewegung Christen waren, einer davon war Baptistenpfarrer. Ein ähnliches Bild zeigt sich aber auch an den Schalthebeln der Macht: In der Regierung wie unter höheren Beamten finden sich viel mehr Christen, als es in einer Stadt, in der sich jeder siebte Einwohner zu Jesus Christus bekennt, zu erwarten wäre.

Der Grund dafür ist in der Stadtgeschichte zu suchen. Mit der Unterstützung der Briten gründeten christliche Missionare Schulen und Colleges, die sich bis heute grosser

Popularität erfreuen. Interessant: Carrie Lam, die praktizierende Katholikin geblieben ist, besuchte eine franziskanische Schule.

Die prochinesische Chef des Stadtstaates schafft den Spagat, zwei Herren zu dienen, während immer mehr Christen die entscheidende Frage umtreibt: Wird die Religionsfreiheit 2047 noch gelten, wenn die Frist für völkerrechtlich garantierte Freiheitsrechte ausläuft? Das Engagement der Christen ist somit vor dem Hintergrund der Religionsfreiheit zu sehen, die mit der repressiven Politik des autoritären KP-Führers Xi Jinping in Festlandchina immer mehr beschnitten wird.

Hongkongs Turbulenzen bestätigen dem Regime, wie politisch explosiv Religion ist. Brandner sagt dazu: «Wenn dann in der Halleluja-Hymne Jesus Herr über Himmel und Erde ist, dann stellt dies die Autorität der kommunistischen Partei in China infrage.» Delf Bucher

«In der ungewöhnlichen Militanz spiegelt sich die Verzweiflung von Menschen wider, denen kein Gehör geschenkt wird.»

Tobias Brandner
Pfarrer in Hongkong

Kommentar

China auf dem Weg in die digitale Diktatur

Chinas Senkrechtstart zur Wirtschaftsmacht ist etwas ins Stocken geraten, doch die digitale Überwachungsmechanik entpuppt sich als durchschlagender Erfolg. Hongkongs Christen, die für Demokratie kämpfen, erleben derzeit, wie für die Regierung in Peking George Orwells düsterer Zukunftsroman «1984» zur Gebrauchsanweisung für ihre Repression wird. Das macht Angst. Was in China funktioniert, kann in andere Länder exportiert werden. Mit künstlicher Intelligenz kontrolliert das Regime seine Bürgerinnen und Bürger effizient. Kameras registrieren jedes Fehlverhalten. Gesichtserkennung wird nicht nur in der U-Bahn eingesetzt, sondern zunehmend auch in Kirchen. Wer sich systemkonform verhält, erhält Bonuspunkte und Zugang zu Hochgeschwindigkeitszügen und Bankkrediten. Wer Punkte verliert, kann keine Flugtickets mehr buchen.

Ethik widerspricht Logik

Wirtschaftlicher Erfolg habe seinen Preis, mögen einige finden. Und man werde sich warm anziehen müssen, um mithalten zu können mit den leistungsfähigen Chinesen. Ein 1,4 Milliarden-Volk brauche eine starke Führung, welche die Sicherheit des Kollektivs über die Freiheit des Einzelnen stelle. Überhaupt: Menschen seien Herdentiere, die gesteuert und überwacht werden wollen.

Die christliche Ethik, nach der die Würde des Menschen unantastbar ist, widerspricht einer solchen Logik. Kein Wunder, will China den Widerstand in Hongkong, der stark von Christinnen und Christen getragen wird, mit Repression und digitalen Hilfsmitteln niederschlagen und die Religionsfreiheit einschränken. Nicht nur dort müssen Menschen befürchten, dass die digitale Diktatur ihren Alltag bestimmt. Auch in Westeuropa sollte man hellhörig werden, wenn Internetgiganten Wahlen beeinflussen und ungehindert ihren Datenhunger stillen. Selbst wenn China ökonomisch erfolgreich bleibt, als Vorbild taugt es nicht.



Katharina Kilchenmann
«reformiert.»-Redaktorin in Bern

Preisträger Bärffuss schreibt Luther-Stück

Literatur Mitte Juli wurde bekannt, dass der gebürtige Thuner Lukas Bärffuss im November den Georg Büchner-Preis erhält. Dieser gilt als wichtigste literarische Ehrung in Deutschland. Kurz darauf teilten die Nibelungen-Festspiele in Worms mit, dass der Schweizer Autor das Stück für das Luther-Jubiläumsjahr 2021 verfassen wird. Bärffuss werde sich dem Stoff der Widerrufungsverweigerung Luthers «radikal annähern», liess der Intendant der Festspiele verlauten. **mar**

Kompetenzen zeigen durch Kommunikation

Kirche Warum nicht auch einmal auf zeitgemässe Übersetzungen zugreifen im Gottesdienst? Dieter Halter, Präsident des Kirchgemeinderates Burgdorf, geht im Interview ein auf Fragen zur Zukunft der Kirche. In der Kommunikation könne sie noch deutliche Fortschritte vollziehen, findet er unter anderem. Kompetenzen hätte sie durchaus. **mar**

Interview: reformiert.info/zukunft

Religiosität nimmt im arabischen Raum ab

Nahost Die Menschen im arabischen Raum kehren der Religion zunehmend den Rücken – zu diesem Schluss kommt zumindest die neuste Erhebung des «Arab Barometer». Demnach hat die Zahl der Menschen, die sich selbst als «nicht religiös» bezeichnen, in fast allen der elf untersuchten Länder zugenommen – konkret von 8 Prozent im Jahr 2013 auf 13 Prozent in der aktuellen Erhebung. **mar**

Bericht: reformiert.info/nahost

OeME schreibt Förderpreis aus

Solidarität Auch dieses Jahr vergibt die Fachstelle OeME der reformierten Landeskirchen Bern-Jura-Solothurn den Förderpreis für ein Engagement im Bereich weltweite Solidarität. Der mit 5000 Franken dotierte Preis geht an ein bemerkenswertes Projekt, eine gelungene Aktion oder eine mutige Initiative zu Ökumene, Mission oder Entwicklungszusammenarbeit. Bis Ende August können Kandidaturen eingereicht werden. **Pressedienst**

www.refbejus.ch/oeme

Auch das noch

Spitalgasse heisst neu Care-Arbeit-Gasse

Frauenstreik Violett statt blau ist das neue Strassenschild an der Berner Spitalgasse. Es erinnert an den Frauenstreiktag am vergangenen 14. Juni, an dem Hunderttausende Frauen, rund 40 000 allein in Bern, unter anderem für mehr Zeit und Geld für Betreuungsarbeit demonstrierten. Warum das nötig ist, steht auf dem Schild: Care-Arbeit-Gasse, gewidmet den Frauen, die jährlich Sorge-Arbeit im Wert von 248 Milliarden Franken gratis leisten. Das sollte zu denken geben, wenn jetzt das Rentenalter diskutiert wird. **ki**



Unverkennbar: Das Vorbild der Kloster-Kreuzgärten in den Bauerngärten.

Foto: Die Bauerngärtnerin, Rosenheimer Verlagshaus

Selbstversorgung, Prestige, Tradition

Kultur Der Bauerngarten ist vom schönsten aller Vorbilder abgeleitet – dem Paradies. Doch für die Bäuerinnen ist er neben den vielen Alltagsaufgaben immer mehr eine Last. Droht das einstige Prestigeobjekt zu verschwinden?

Die immer häufiger auftretenden Schädlinge und Krankheiten erschweren die Pflege von Buchshecken. Auch die 52-jährige Ursula Kunz muss ihren Buchs inzwischen mit Fungiziden und Insektiziden behandeln. In Ersigen pflegt die Bäuerin zusammen mit ihrer 80-jährigen Schwiegermutter einen traditionellen Emmentaler Bauerngarten: Buchshecken zäunen die typisch angeordneten Beete ein, in denen Rosen, Basilikum, Dill, Kresse und Rhabarbern wachsen.

«Es blüht nicht mehr so viel wie früher», sagt Kunz. Statt zwei Mal im Jahr die Bändeli zu bepflanzen, wachsen mehrjährige Pflanzen, die

nur einmal im Herbst geschnitten werden müssen. Zu gross sei die Belastung, neben Hof, Hofladen und Bepflanzung noch den Bauerngarten zu bewirtschaften. Ob Kunz den Garten in Zukunft weiterführen wird, ist ungewiss: «Wenn ich keine Hilfe mehr habe, werde ich den Bauerngarten wohl aufgeben.»

Einflüsse von aussen

Die rund 6000-jährige bäuerliche Gartentradition wurde wesentlich von den Benediktinern beeinflusst, die sich in Klöstern selbst versorgten. Der im St. Galler Klosterplan von 820 festgehaltene Grundriss des Klostergartens diente während

1000 Jahren dem Bauerngarten als Vorbild. Heute noch sind Bauerngärten mit Kreuzgärten präsent: Vier Beete, die durch einen Kreuzweg getrennt sind. In seiner Mitte findet man oft das typische Rondell, das mit einem Blumenbeet oder einem Brunnen akzentuiert wird. Da der Garten der Selbstversorgung diente, waren nicht nur der Anbau von Nahrungsmitteln zentral. Auch der Kräutergarten spielte eine wichtige Rolle, um daraus Tinkturen und Salben herzustellen.

Über die Jahrhunderte beeinflussten neue Moden die Gestaltung der Bauerngärten. Vor allem die reichen Bauern des 18. Jahrhunderts im Em-

mental und im Aaretal übernahmen Elemente der französischen Barockgärten. «Der Bauerngarten wandelte sich vom reinen Nutzgarten zu einer Kombination von Nutz- und Zierrpflanzen und diente auch der Repräsentation», sagt Samuel Studer, Leiter Ausstellung und Sammlung im Ballenberg-Museum. Mit der zunehmenden Armut im 19. Jahrhundert wurden die Gärten vielerorts wieder einfacher und auf Selbstversorgung angelegt.

Nicht mehr rentabel

Dass die Bauerngärten im 20. Jahrhundert wieder Aufschwung erhielten, führt Samuel Studer auf zwei Ausstellungen zurück: 1925 wurde im Rahmen der Schweizerischen Ausstellung für Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Gartenbau im Botanischen Garten Bern ein exemplarischer Bauerngarten angelegt. Damit sei nicht nur die Basis für das heutige Verständnis des klassischen Bauerngartens geschaffen, sondern dieser auch als wichtiger Teil der bäuerlichen Identität proklamiert worden. Drei Jahre später wurde dies dann mit der Ausstellung für Frauenarbeit in Bern unterstrichen; der Garten galt ab da als Stolz der Bäuerin, so Studer.

Über die Jahre hat sich Bewährtes in den Bauerngärten erhalten, obwohl die Bäuerinnen immer auch mit neuen Pflanzen experimentierten. Studer versteht, dass die einst für Grossfamilien angelegten Gärten für heutige Familienstrukturen meist zu gross sind: «Zudem sind Nahrungsmittel heute günstig und überall erhältlich, so dass sich der Unterhalt eines Zier- und Nutzgartens ökonomisch nicht mehr für alle lohnt.»

Deshalb unterstützt Studer, dass Bauerngärten als lebendiger Teil des Schweizer Kulturerbes verstanden werden. Das Freilichtmuseum Ballenberg bei Brienz unterhält dreizehn für die Schweiz typische Bauerngärten. Dafür zeichnete der Schweizer Heimatschutz das Museum mit dem Schulthess Gartenpreis 2018 aus. Bauerngärten sind nicht nur für den Kanton Bern eine wichtige Tradition, sondern lassen manche Besucherinnen und Besucher auch das Paradies schon hier auf Erden erleben. **Nicola Mohler**

Aus Hans wurde der Revolutionär Jean

Sachbuch Unermüdlich kämpft Jean Ziegler gegen den Kapitalismus. Schon als Bub stritt er deshalb mit seinem Vater, was ihm bis heute leidtut.

Jean Ziegler, Sie sind in einer gutbürgerlichen Familie in Thun gross geworden. Wann empfanden Sie zum ersten Mal, dass in dieser Welt etwas nicht stimmt?

Jean Ziegler: Ich bin behütet aufgewachsen. Mein Vater war Gerichtspräsident, ein introvertierter und liebevoller Mann; meine Mutter, eine temperamentvolle und lebensstarke Bauerntochter, sie liebten sich sehr. Ein Schlüsselerlebnis war für mich die Begegnung mit Verdingkindern am Thuner Viehmarkt. Sie hatten offensichtlich nicht genügend zu essen, keine richtigen Schuhe und erst recht kein glitzerndes Velo, wie ich eines besass. Diese Ungerechtigkeit erschütterte mich.

Wie haben Ihre Eltern reagiert?

Mein Vater erklärte mir, man sei machtlos gegen die Tatsache, dass

nicht alle Menschen gleich viel hätten. «Mach du deine Sache», sagte er, nütze deine Privilegien. Das schockierte mich und ich sah mein Leben vor mir als eine einzige Reproduktion: Schule, Studium, Jurist, Heirat, Kinder, Tod. Das konnte ich nicht hinnehmen und rebellierte gegen die calvinistischen Werte meines Elternhauses.

Aber Sie hatten ja im Grunde genommen recht?

Natürlich. Für mich war einfach immer klar: Wer durch den Zufall der Geburt derart privilegiert ist wie ich, ein liebevolles Elternhaus hatte, in einem sicheren Land wie der Schweiz aufwachsen und studieren konnte, hat auch eine Verantwortung. Ich musste ausbrechen aus der blinden Selbstgenügsamkeit und versuchen, meine Fähigkeiten

für all jene einzusetzen, die weniger oder gar keine Lebenschancen haben. Und das sind sehr, sehr viele.

In den 60er-Jahren lebten Sie in Paris und waren mit Sartre und Simone de Beauvoir befreundet.

Sartre mit seiner Gedankenwelt war für mich sehr wichtig. Er unterstützte mich und öffnete mir, ich war ein junger Mann aus dem Berner Oberland, die Tür zu internationalen Verlagen. Er war es, der mich lehrte, meine wichtigste Waffe zu nutzen, das Schreiben. Simone de Beauvoir redigierte meinen allerersten Essay. Am Schluss des Textes las sie mei-



Jean Ziegler, 85

Der emeritierte Soziologieprofessor der Universität Genf ist ein bekannter Kapitalismuskritiker und hat rund 20 Bücher geschrieben. Bis 2008 war er UN-Sonderberichterstatter für das Recht auf Nahrung, heute ist er Vizepräsident des beratenden Ausschusses des UNO-Menschenrechtsrats.

nen Namen und sagte streng: «Hans, das ist doch kein Name». Sie strich ihn durch und notierte Jean.

Aus dem Thuner Bub wurde der Revolutionär Jean Ziegler?

Ja, so ist es. Heute nennt mich nur noch meine Schwester Hans. Sie erinnert mich damit daran, wie dankbar ich bin, in der schönsten Stadt Europas aufgewachsen zu sein.

In Ihrem neusten Buch beantworten Sie Ihrer Enkeltochter Zohra Fragen zum Kapitalismus.

Ich bin überzeugt, dass Zohra das Ende dieser karnibalen Weltordnung erleben wird. Alle fünf Sekunden verhungert ein Kind unter zehn Jahren auf einem Planeten, der laut UNO problemlos das Doppelte der gegenwärtigen Weltbevölkerung ernähren könnte. Es gibt keine Fatalität. Ein Kind, das jetzt, wo wir reden, verhungert, wird ermordet. Mit meinem Buch will ich die unterstützen, die für eine bessere Welt kämpfen.

Interview: Katharina Kilchenmann

Jean Ziegler: Was ist so schlimm am Kapitalismus? Antworten auf die Fragen meiner Enkelin. C. Bertelsmann-Verlag, 2019, 126 Seiten, Fr. 24.-.

Von der Gottessuche eines poetischen Realisten

Literatur Gottfried Keller erlebte seine religiöse Erweckung in der Abkehr vom Glauben, als er in Heidelberg dem Religionskritiker Ludwig Feuerbach begegnete. Der Dichter wandte sich konsequent dem Diesseits zu und suchte die Transzendenz in der Ästhetik. Gott liess ihn freilich nie ganz los.



Der Dichter ist in den Zwischenräumen daheim: Gottfried Keller (1819–1890) auf dem Porträt von Karl Stauffer im Kunsthhaus Zürich.

Foto: Keystone

Zu Beginn ist der liebe Gott ein Wetterhahn, der golden in der Sonne glänzt. Und bald schon ein kräftiger Tiger. Bis der sechsjährige Heinrich auf den Gedanken kommt, «dass Gott ein Wesen sein müsse, mit welchem sich allenfalls ein vernünftiges Wort sprechen liesse».

Was der Schriftsteller Gottfried Keller, der am 19. Juli 200 Jahre alt geworden wäre, am Anfang seines Romans «Der grüne Heinrich» als kindliche Fantasie tarnt, verweist auf die Religionskritik des Philosophen Ludwig Feuerbach: Gott sei eine Projektion. Der Mensch erfinde sich seinen Gott, weil er Gott nö-

tig habe. Dem Religionskritiker begegnete Keller Ende 1848 erstmals. «Ich werde tabula rasa machen mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen», schrieb er kurz danach in einem Brief aus Heidelberg.

Feldzug gegen Katholiken

Auch die Romanfigur Heinrich setzt sich mit Feuerbachs Thesen auseinander. Ihm will Dortchen Schönfund, in die sich der gescheiterte Landschaftsmaler auf dem Weg zurück in die Heimat verliebt, die Reste einer weltabgewandten Religion austreiben. Und Heinrich spürt, wie seine «anerzogenen Gedanken von

Gott und Unsterblichkeit sich in ihm lösen und beweglich werden».

Beweglichkeit ist das Schlüsselwort. Keller karikiert den auswendig gelernten Katechismus-Glauben genauso wie die zum Dogma erstarrte Religionskritik. So lässt er mit Peter Gilgus einen «Apostel des Atheismus» auftreten, der sich der Umarmung des debattierfreudigen Kaplans nicht entziehen kann und auf gemeinsamen Beizentouren regelmässig den Verstand verliert.

Der am 28. Juli 1819 in der Zürcher Predigerkirche getaufte Gottfried Keller wuchs in einer reformierten Familie auf. Später schloss

er sich den Freischärlern an, die Luzern angriffen, nachdem die Stadt ihre Lehranstalten für die in anderen Ständen bekämpften Jesuiten geöffnet hatte. Die Freischarenzüge von 1844 und 1845 scheiterten zwar, doch erwiesen sich die Auseinandersetzungen als Vorläufer des Sonderbundskrieges im November 1847. Die katholischen Orte kämpften gegen die liberalen Stände, ihre Kapitulation legte den Grundstein zur Verfassung von 1848, welche die Schweiz zum Bundesstaat machte.

Die konfessionellen Auseinandersetzungen in der Eidgenossenschaft tauchen in Kellers Werk im-

mer wieder auf. Exemplarisch in der in den Zürcher Novellen (1878) veröffentlichten Erzählung Ursula. Hier schliesst sich der aus dem Söldnerdienst zurückkehrende Hansli Gyr Zwinglis Zürcher Reformation an, während seine geliebte Ursula unter Wiedertäufern dem Irrsinn verfällt. Nach dem zweiten Kappler Krieg, in dem Gyr verwundet, aber von den katholischen Ex-Kameraden verschont wird, finden die beiden doch noch zueinander. Die Novelle endet somit in der konfessionellen Aussöhnung, die ätzende Kritik am Wiedertäuferum bleibt.

Der weltfromme Christ

Keller war protestantisch geprägt, liberal gesinnt und zunehmend religionskritisch. Und doch liess ihn Gott nie los. «Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die

«Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verscheucht es. Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn.»

Gottfried Keller

In: «Der grüne Heinrich»

Welt um ihn», schreibt er im «Grünen Heinrich». Dieser «weltfromme Christ» sucht und findet den mäuschenstillen Gott in der Natur. In seinen pantheistischen Gedichten wird Gottfried Keller zum literarischen Landschaftsmaler, lässt seine Augen trinken, «was die Wimper hält von dem goldenen Überfluss der Welt». Vor der agnostischen Erweckung in Heidelberg hatte sich der Protestant mit den vom Katholizismus geprägten Romantikern auseinandergesetzt.

«Wenn wir öfter etwas suchen, was wir nicht finden können, so finden wir zuweilen dafür etwas, was wir nicht gesucht haben», schrieb Keller einmal. Vielleicht gilt das auch für seine Gottessuche. Der Jenseitsglaube, die kindlichen Gottesbilder lösten sich im Realismus auf. Doch die Poesie und das Staunen über die Schöpfung blieben. Der poetische Realist ist in den Zwischenräumen daheim. Felix Reich

Eine Antwort, die Fragen offen lässt

Politik Der Rat des Kirchenbunds hat zur «Ehe für alle» eine Vernehmlassungsantwort eingereicht, die zehn Fragen stellt, aber kaum Antworten gibt.

Soll die Ehe auch für homosexuelle Paare möglich werden? Ja, findet der reformierte Zürcher Kirchenrat in seiner Vernehmlassungsantwort an die Rechtskommission des Nationalrats. Auch die Evangelischen Frauen Schweiz begrüssen die parlamentarische Initiative, die «gesetzlich geregelte Lebensgemeinschaften» für alle Paare öffnen will.

Eine Antwort angekündigt hatte auch der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK). Er wollte jedoch die Abgeordnetenversammlung im Juni abwarten und bat um

Fristverlängerung. Die rechtliche Frage nach der Ehe für alle und die liturgische Frage nach der Trauung für alle verlange «nach einer einmütigen Antwort der Kirchen», heisst es nun im Vernehmlassungstext. Statt eine Antwort zu geben, werden darin zehn theologische Fragen zum Themenkomplex aufgelistet. Der Urteilsfindungsprozess sei «im Gang» und werde «noch einige Zeit in Anspruch nehmen».

Die Abgeordnetenversammlung hatte sich auf einen Satz als Basis für weitere Debatten geeinigt: «Wir

sind von Gott gewollt, so wie wir geschaffen sind. Unsere sexuelle Orientierung können wir uns nicht aussuchen. Wir nehmen sie als Ausdruck geschöpflicher Fülle wahr.»

Allen Gehör schenken

Die Aargauer Kirchenrätin Catherine Berger kritisiert den Vernehmlassungstext als «Nichtantwort, die der Auffassung des Rates widerspricht, in wichtigen Fragen klar Position zu beziehen». Als Fachanwältin für Familienrecht wirkte sie in der reformierte Meinungsvielfalt spiegelnden Arbeitsgruppe des SEK mit, die aufgrund der Motion «Familie, Ehe, Partnerschaft, Sexualität aus evangelisch-reformierter Sicht» einberufen worden war.

In der Diskussion im Juni sei eine grosse Solidarität für die Gleichstellung von allen Formen von Partnerschaften spürbar gewesen, sagt Berger. Das zeige, dass die Reformierten im Grundsatz offen seien

für die Ehe für alle. «Wir sollten uns nicht von einer kleinen Minderheit von lauten Stimmen davon abhalten lassen, eine klare Position zu vertreten.» Die Ehe sei gemäss reformierter Auffassung «ein säkulares Institut, welchem unsere Kirche durch die Trauung den Segen gibt», sagt Berger. «Es wäre für den grössten Teil der Mitglieder nicht

«Wir sollten uns nicht von einer kleinen Minderheit abhalten lassen, eine klare Position zu vertreten.»

Catherine Berger

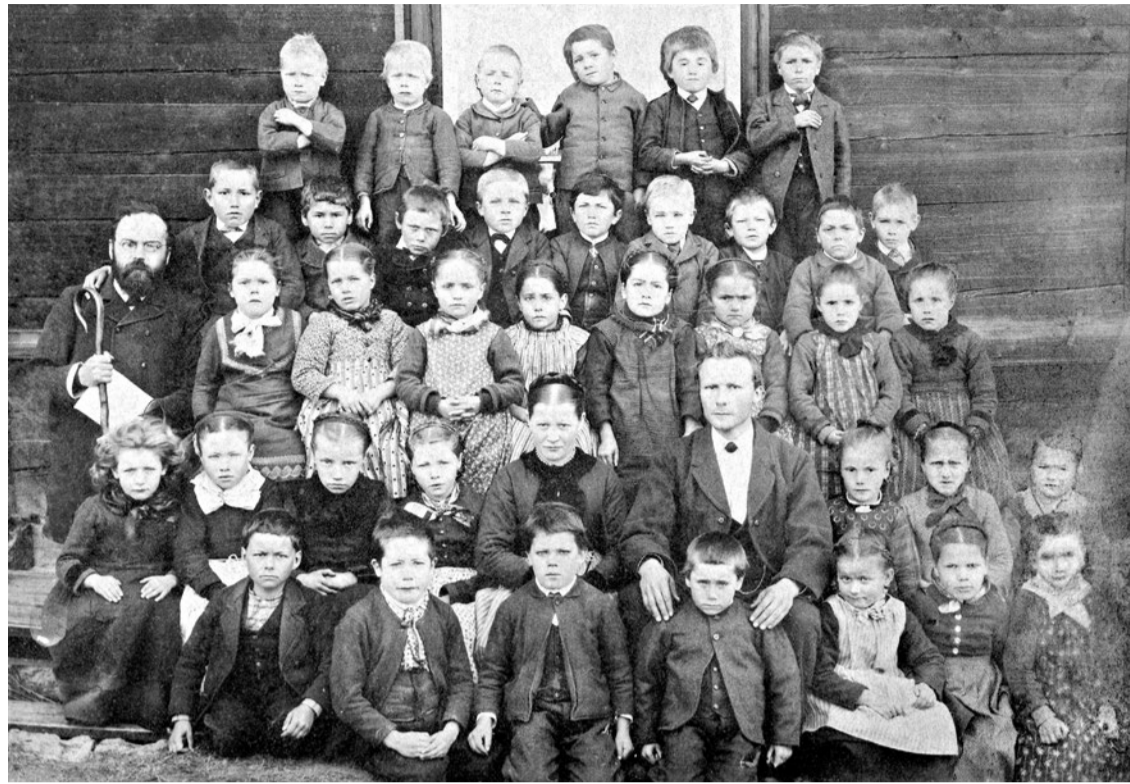
Kirchenrätin und Fachanwältin

verständlich, wenn wir homosexuellen Paaren im Falle der Einführung der zivilen Ehe für alle die Trauung verweigern würden.»

SEK-Ratsmitglied Sabine Brändlin verteidigt das Zögern: Der Rat habe die deutlichen Tendenzen in den Äusserungen der Abgeordneten gehört. «Aber wir schenken auch Mitgliedern Gehör, die Bedenken äussern.» Einmütig sei ein Entscheid erst, «wenn er auch für Menschen annehmbar wird, die nicht die Mehrheitsmeinung vertreten».

Auch in andern evangelischen Kirchen hätten Synoden und nicht Exekutivgremien den Entscheid zur Ehe für alle getroffen, sagt Brändlin. Der Rat werde den Prozess auf der Grundlage des verabschiedeten Kernsatzes weiterführen und beschleunigen. «Möglichst bald» sollen die Abgeordneten ihren Beschluss fassen können. Thomas Illi

Weitere Berichte: reformiert.info/ehefüralle



Gottfried Strasser war ein Tausendsassa: Feldprediger, Mitgründer der Sekundarschule, der Feuerwehr und des Bergführervereins.

Foto: Heimatmuseum Grindelwald

Der Pfarrer, der den Tourismus vorantrieb

Geschichte Als in Grindelwald Ende des 19. Jahrhunderts der Fremdenverkehr boomte, prägte Gottfried Strasser wie kein anderer das Gletscherdorf. Der Pfarrer und Dichter spielt bis heute in Grindelwald eine wichtige Rolle – egal ob mit seinem Grindelwalderlied oder im Freilichttheater «Alpenglühen».

Wer sich für die Geschichte Grindelwalds interessiert, kommt an einer Person nicht vorbei: Gottfried Strasser. Mit 25 Jahren trat der im Emmental aufgewachsene Theologe 1879 seine Pfarrstelle im Gletscherdorf an und prägte die Gemeinde wie kaum ein anderer. «Viele der heutigen sozialen, gemeinnützigen, kulturellen und auch wirtschaftlichen Einrichtungen hier im Tal gehen auf Pfarrer Strasser zurück», sagt Marco Bomio, Bergführer und Leiter des Grindelwalder Heimatmuseums. «Die Vielfalt seines Engagements ist unglaublich.»

Viele Vereinsgründungen

In Strassers Zeiten begann der Tourismus in Grindelwald zu blühen. Er brachte einen gewissen Wohlstand ins Tal und vertrieb nach und nach die Armut. Neue Hotels wur-

den gebaut, die bei den Touristen einen besseren Ruf genossen als die vormaligen Gasthäuser mit Fremdenzimmern. Bis dahin zogen es Reisende oft vor, im Pfarrhaus zu übernachten. Die Einheimischen hatten ihre Furcht vor den Bergen verloren und gemerkt, dass sich in der Höhe und den Gletschern ein unschätzbare Kapital verbarg. Immer mehr bergbegeisterte Engländer kamen hierher, wo der Gletscher noch bis in den Talkessel vorsties.

In jener Zeit des touristischen Aufschwungs und des Bergbahnbooms war Strasser nicht nur Pfarrer, Seelsorger, und Feldprediger, er war auch Vater von acht Kindern. Er war es, der in Grindelwald ein Bettelverbot auf den Strassen einführte. Das mag etwas harsch klingen. Doch er verlor dabei die Armen nicht aus dem Blick und forderte je-

ne, die durch das Verbot in Geldnot gerieten dazu auf, sich bei ihm zu melden. Er sorgte dafür, dass sie auf eine «bessere» Art und Weise zu Geld kamen. Pfarrer Strasser engagierte sich nicht nur für die einfachen Menschen, er wollte für alle etwas tun. So war er auch an vielen Vereinsgründungen mitbeteiligt: Armen- und Krankenwesen, Samariterverein, Feuerwehr, Wasserversorgung, Gesangsverein und Alpenklub. Der Pfarrerssohn war selbst ein begeisterter Tourengänger und gründete 1898 den Bergführerverein mit, mit dem er die Bergführer für den anständigen Umgang mit Gästen sensibilisieren wollte.

Gründer Sekundarschule

Das sei ihm auch gelungen, sagt der Leiter des Heimatmuseums: «Gottfried Strasser war seiner Zeit vor-

«Dem Pfarrer fiel das Dichten leicht. Er schrieb das Lied dr Trueberbueb.»

Marco Bomio
Leiter Heimatmuseum Grindelwald

aus.» Der Pfarrer förderte als einer der Ersten die Bahnbauten und verfasste einen Reiseführer für die Region. Strasser sei sich der Bedeutung des Tourismus schon früh bewusst gewesen, sagt Bomio. Als sein An-

Openair-Theater

Vom 9. August bis am 7. September ist die Theaterproduktion «Alpenglühen» in Grindelwald zu sehen. Unter der Leitung von Jürg Markus Fankhauser erzählen Schauspielerinnen und Schauspieler in fünf Bilder die Geschichte des Tourismus und des Alpinismus im und um das Gletscherdorf. Eines der Bilder handelt von Pfarrer Gottfried Strasser, der den Tourismus im Tal wesentlich vorantrieb. Gespielt wird unter freiem Himmel auf der Pfrundmatte unterhalb der reformierten Kirche am Ende des Dorfes – mit freiem Blick auf Gletscherschlucht, Fiescherhörner und Mittellegigrat.

www.jungfrautheater.ch

liegen, bereits in der fünften Klasse Englisch zu unterrichten, abgelehnt wurde, organisierte er den Sprachunterricht privat. Er wusste, wie wichtig Bildung ist, amtierte bis zu seinem Tod 1912 als Schulpräsident und war einer der Mitbegründer der Sekundarschule.

Dichter und Redaktor

«Der Pfarrer verschaffte sich mit all seinen Taten grossen Respekt bei den Einheimischen», sagt Marco Bomio. Es sei keine leichte Aufgabe, dem Wirken dieses Mannes gerecht zu werden. Klar aber ist, dass Pfarrer Strasser bis heute in Grindelwald präsent ist (Kasten).

So gedenkt auch das Heimatmuseum mit einer virtuellen Führung der Grindelwalder Persönlichkeit: Ein Film mit Strasser führt durch die mit antiken Requisiten gefüllten Räumlichkeiten des typischen Grindelwalder Chalets. Dieses befindet sich direkt neben der reformierten Kirche, wo eine Gedenktafel neben dem Haupteingang und ein Grab mit mächtigem Steinkreuz an den Tausendsassa erinnern.

«Strasser war neben seinem sozialen Engagement auch ein geschätzter Seelsorger und ihm fiel das Dichten leicht», sagt Bomio. Zwei seiner bekanntesten Lieder sind dr Trueberbueb und das Grindelwalderlied. Letzteres gilt im Dorf als Kirchenlied Nummer null. In jedem Kirchengesangsbuch in der Kirche klebt auf dem Innendeckel ein Ausdruck mit dem Liedtext des literarischen Juwels. Nicola Mohler

«Wir sind keine lose Plauderrunde»

Selbsthilfe Wer an Schmerzen, einer Phobie, Sucht, Allergie oder Krankheit leidet, fühlt sich oft allein gelassen. In der Gruppe trägt es sich leichter.

Bei einem Sturz vor vier Jahren brach sich Verena von Allmen einen Rückenwirbel. Der Bruch verheilte, aber seither leidet die heute 70-Jährige an chronischen Schmerzen – beim Haushalten, beim Einkaufen oder Spielen mit den Grosskindern. Wird der Schmerz zu heftig, muss sie sich hinsetzen und warten, bis er etwas abklingt. Die Freiwilligenarbeit im Claro-Laden musste sie aufgeben, auch ihr Angebot als Fussreflexionen-Therapeutin.

«Den Alltag zu meistern, ist mit chronischen Schmerzen schwer», weiss die Berner Oberländerin aus eigener Erfahrung. Trotzdem findet sie: «Eine Partnerschaft sollte man mit seinen Sorgen nicht zu sehr belasten, auch wenn sie intakt ist und

einiges tragen kann.» Deshalb besuchte sie im Berner Loryspital einen Kurs für Schmerzmanagement. Dort bekam sie den Tipp, sich einer Selbsthilfegruppe anzuschliessen.

Passendes Angebot fand sich gerade keines, aber Selbsthilfe BE (Kasten) half ihr bei der Gründung einer Gruppe für chronisch Schmerzleidende, die sich seither alle vierzehn Tage für zwei Stunden trifft. Der Raum befindet sich im Selbsthilfe-Beratungszentrum Bern in Bahnhofnähe, worüber die drei Teilnehmenden froh sind: «Selber einen Raum zu finden, ist nicht einfach», sagt von Allmen.

Eine Selbsthilfegruppe ersetzt weder die Ärztin noch den Psychiater, auch um eine lockere Plauder-

runde handelt es sich dabei nicht. Egal, ob sich Krebspatienten treffen, Leute mit Panikstörungen oder Hochsensible, um nur drei Beispiele zu nennen: In den Gruppen herrscht Verbindlichkeit, und die Treffen erfolgen strukturiert, oft mit wechselnder Moderation und thematisch definierter Diskussion.

Was bringt es den Teilnehmenden? Verena von Allmen nennt verschiedene Punkte. Nicht nur, dass man in der Gruppe sensible Zuhörerinnen und Zuhörer findet, die aus eigener Betroffenheit nachvollzie-

«Den Alltag zu bewältigen, ist mit chronischen Schmerzen schwer.»

Verena von Allmen
Schmerzpatientin

hen können, wie es um einen steht. «Wir lernen auch, andere zu ermuntern, ihren eigenen Weg zu gehen, statt ihnen Ratschläge aufzunötigen, mit denen sie in ihrer Situation wenig anfangen können.» Und: «Wir vernetzen uns und leisten gegenseitige Hilfe, wo es möglich ist.» So könne es schon mal vorkommen, dass die Gruppenmitglieder miteinander telefonieren, um in einer besonders schwierigen Phase ein offenes Ohr zu finden.

Das kostbare Leben

Verena von Allmen schätzt es, dass sie rund um «ihre» Selbsthilfegruppe nicht alles selber managen muss. Sie weiss, dass ihr das Beratungszentrum auf Wunsch beisteht, sie berät, begleitet und auch eingreift, wenn etwas nicht rund läuft oder der Schwung verloren geht. Eines liegt den Gruppenteilnehmenden besonders am Herzen: immer daran zu denken, dass das Glas trotz Krankheit nicht halb leer, sondern halb voll ist. «Das Leben kann zwar schwierig sein, aber es ist immer noch kostbar», fasst Verena von Allmen zusammen. Hans Herrmann

In 250 Gruppen werden 150 Themen behandelt

Der Verein Selbsthilfe BE führt im Auftrag des Kantons Beratungszentren in Bern, Thun, Burgdorf und Biel. Die Fachpersonen informieren, beraten und koordinieren in allen Belangen zur Selbsthilfe. So unterstützen sie Menschen, die eine neue Selbsthilfegruppe gründen wollen, halten Referate zu verschiedenen Themen und führen Workshops durch. Auch Räume stehen zur Verfügung. Derzeit sind unter dem Dach von Selbsthilfe BE knapp 250 Gruppen zu 150 Themen aktiv, etwa zu Borderline, Brustkrebs, Burnout, Fremdplatzierung, Histamin-Intoleranz, Narzissmus, Rheuma und zahlreichen anderen. «Gemeinschaftliche und lösungsorientierte Selbsthilfe kann dazu beitragen, dass Betroffene vielleicht das Sozial- und Gesundheitssystem etwas weniger in Anspruch nehmen müssen», sagt Christine Wetli, Co-Fachleiterin der Beratungsstelle Bern.

info@selbsthilfe-be.ch, 0848 33 99 00

DOSSIER: Integrationsvisionen

Zugang zur Arbeit erleichtern

Obwohl die Zahl der gestellten Asylgesuche rückläufig ist, bewegen die Themen Asyl, Flucht und Migration viele Schweizerinnen und Schweizer weiterhin. Hinter den Krankenkassenprämien und der Altersvorsorge liegt das Migrationsthema auf dem dritten Platz des Sorgenbarometers. Auch auf dem politischen Parkett sind die Migration und die Integration Dauerbrenner. 2018 hatte der Bund verschiedene Initiativen angekündigt.

Bis 2021 werden zwei Pilotprojekte lanciert: Eine einjährige praxisorientierte Integrationsvorlehre, die jährlich 800 bis 1000 Flüchtlingen und vorläufig aufgenommenen Asylsuchenden offensteht. Sie können ein Brückenjahr in einem Berufsfeld und Praktika besuchen. Voraussetzung sind die entsprechenden schulischen und sprachlichen Kompetenzen. Hinzu kommt die «frühzeitige Sprachförderung». 800 Asylsuchende, die mit hoher Wahrscheinlichkeit in der Schweiz bleiben können, sollen möglichst bald Intensivsprachkurse besuchen.

Wichtig ist auch, dass die Kantone unterstützt werden, um eigene Integrationsprojekte zu lancieren. Die bisherige Integrationspauschale wird deshalb von 6000 auf 18 000 Franken erhöht, sofern die Kantone überzeugende Projekte vorlegen.

Der Bund in der Offensive

Bisher sind von den vorläufig aufgenommenen Asylsuchenden mit einem siebenjährigen Aufenthalt 87 Prozent von der Sozialhilfe abhängig. Integrationsbemühungen sollen die Quote und damit auch die Kosten senken. Der Bund hofft, dass sich die zusätzlich zur Verfügung gestellten Mittel nach zwölf Jahren amortisiert haben werden.

Hintergrund der Integrationsoffensive ist die Arbeitsmarktstatistik, die sogar bei den anerkannten Flüchtlingen eine hohe Erwerbslosenquote ausweist: Nach zehn Jahren haben lediglich 48 Prozent der erwerbsfähigen Flüchtlinge eine Stelle, bei den vorläufig aufgenommenen Asylsuchenden sind es nur 25 Prozent. Das liegt nach den Experten des Bundes weit unter dem Potenzial der Personen, die für eine Integration in den Arbeitsmarkt geeignet wären. Rund 70 Prozent der anerkannten und vorläufig aufgenommenen Flüchtlinge im Alter von 18 bis 65 Jahren wären nach Annahme des Bundes dazu fähig.

Als Grund, weshalb Asylsuchende so schwer Zugang finden zum Schweizer Arbeitsmarkt, wird oft das lange Asylverfahren genannt. 400 Tage wartet ein Flüchtling im Durchschnitt auf den Entscheid. Seit März ist in der Schweiz jetzt das neue, beschleunigte Asylverfahren in Kraft. Der neu aufgegleiste Prozess sieht vor, dass die meisten Verfahren in 140 Tagen in den Bundesasylzentren abgeschlossen werden.

Delf Bucher, Nicola Mohler

So kann Integration gelingen

Wie es mit dem Ankommen geklappt hat, erzählen drei Menschen, deren Nachnamen ihre fremde Herkunft verraten. Und eine Schweizer Personalchefin diskutiert mit, wie Migrantinnen und Migranten am besten Zugang zum Arbeitsmarkt finden. Ein Stammtischgespräch der speziellen Art.

Fotos: Marco Frauchiger

Die Schweizer Fahne hängt unter dem wuchtig ausladenden Walmdach des Restaurants Hirschen in Langnau. In der traditionellen Wirtsstube mit der holzgetäfelten Decke wird an diesem Sonntag diskutiert, was die Gespräche an Schweizer Stammtischen seit Jahrzehnten bewegt: Integration.

Darüber sprechen drei Frauen und ein Mann. Claudia Komminoth und Laavanja Sinnadurai sind in der Schweiz geboren. Komminoth arbeitet als Leiterin Personal und Finanzen bei PB Swiss Tool im Emental, Sinnadurai steht kurz vor der Anwaltsprüfung. Baschar Bakdounes flüchtete vor sechs Jahren aus Syrien. Emina Kovačević kam 1989 aus dem ehemaligen Jugoslawien in die Schweiz. Sie folgte ihrem Mann, der hier eine Stelle fand.

Starten wir gleich mit der alles entscheidenden Frage: Wie kann Integration gelingen?

Laavanja Sinnadurai: Oft hängt Integration sicher auch vom Zufall ab, im richtigen Moment bei den richtigen Leuten zu landen.

Welche Rolle spielte der Zufall in Ihrer Biografie?

Sinnadurai: Ich habe das Glück, die Tochter von Eltern zu sein, die eine gute Integrationsarbeit geleistet haben, auf der ich mein Leben aufbauen kann. Dafür bin ich unendlich dankbar. Ich habe zwei Schlüsselpersonen in meinem Leben: Maria Abbühl und Anna Ochsner aus Niederscherli. Sie sind wie Götter für mich. Sie gaben mir Nachhilfe, weil meine Eltern mir bei den Hausaufgaben nicht immer helfen konnten. Fast jedes Jahr schreibe ich ihnen eine Weihnachtskarte, und Anna Ochsner hat jährlich einen Frühlingsputz von mir zugute.

Emina Kovačević: Auch ich begegnete Menschen, die mir Türen öffneten, mir eine Chance gaben. Etwa bei meiner ersten Stelle bei Caritas. Mein Deutsch war holprig. Trotzdem wurde ich angestellt, um bosnische Flüchtlinge zu unterstützen.

Baschar Bakdounes: Mir hatte ein Kollege erzählt, dass bei einem Garagisten Autos zu reparieren seien. Ich

ging dort vorbei und fragte, ob ich etwas helfen könnte. Am nächsten Tag konnte ich eine Stelle antreten. Mein Arbeitgeber tat viel für mich, damit dies möglich war: Er machte Behördengänge und füllte die vielen Formulare aus, bis ich schließlich die Arbeitsbewilligung erhielt.

Damals hatte ich noch einen N-Ausweis, denn mein Asylverfahren war noch nicht abgeschlossen.

Claudia Komminoth: Genau solche Geschichten zeigen, dass wir ein Miteinander brauchen. Nur so ergeben sich Chancen. Und diese Chancen gilt es zu nutzen. Von unseren Mitarbeitenden höre ich immer wieder Ähnliches: Zwei oder drei Personen sind massgeblich an der Integration beteiligt und nehmen eine Schlüsselfunktion ein.

Kovačević: Mich erstaunt dabei immer wieder, dass jene Personen, die einen derart grossen Einfluss auf mein Leben hatten, sich dessen gar nicht bewusst sind.

Frau Sinnadurai, Sie sind in der Schweiz geboren. Ist Integration überhaupt ein Thema für Sie?

Sinnadurai: Seit meinem ersten Atemzug integriere ich mich und wurde nicht gefragt, ob ich das will. Ich trage mehrere Etiketten: Ich bin Tamilin und Schweizerin, ich bin Flüchtlingskind und Seconda. Integration gehört zu mir. Aber eigentlich möchte ich nicht ständig als Frau mit Migrationshintergrund wahrgenommen werden, sondern als Mensch, der eine Meinung hat, der fordert und gefördert wird.

Kovačević: Das geht mir auch so. Ich wünschte mir, dass man von mir als Emina Kovačević spricht und nicht ständig meinen Migrationshintergrund in den Vordergrund stellt. Solche Begriffe markieren nur: Ich bin von hier und du nicht.

Sinnadurai: Wir sollten das Etikett Mensch mit Migrationshintergrund positiv bewerten und sagen, das ist eine Person mit vielen erkennbaren und noch nicht entdeckten Potenzialen und Ressourcen.

Frau Komminoth, welche Kompetenz ermöglicht Chancen für zugewanderte Menschen?

Komminoth: Aus unserer Unternehmenssicht ist die Sprache das A und O. Wir können nur Arbeit anbieten, wenn wir uns verständigen können. Schriftliche Sprachkenntnisse sind weniger nötig. Aber die Person muss ihre Aufgabe verstehen, damit sie die Arbeit ausführen kann.

Sinnadurai: Dessen war sich mein Vater bereits 1983 im Asylheim bewusst. Alle fragten meinem Vater: «Wieso lernst du Deutsch? Wir gehen doch wieder zurück.» Er ahnte bereits da, dass er bleiben wird.

Bakdounes: Dank meiner Arbeit habe ich mein Berndeutsch ständig verbessert. Das Hochdeutsch, das ich bereits in Damaskus lernte, ging hingegen langsam vergessen. Ich mache jeweils eine interessante Erfahrung, wenn ich beim Migrati-onsamt in Bern anrufe: Erst unterhält sich der Beamte mit mir auf Dialekt. Aber nachdem ich mein Anliegen kundgetan habe, meine B-Bewilligung zu verlängern, wechselt er plötzlich ins Hochdeutsche. Als ob ich keinen Dialekt mehr verstehen würde.

Kovačević: Ich bin ein Mensch, der leicht und vor allem gerne Kontakte knüpft. Deshalb hatte ich zu Beginn in der Schweiz einen riesigen Schock. Ohne Deutsch konnte ich nicht auf die Menschen zugehen. Deshalb wollte ich so schnell wie möglich Deutsch lernen. Da wir kein Geld für einen Kurs hatten, begann ich mit dem Selbststudium. Immer wenn meine Söhne schliefen, habe ich Vokabeln gelernt. Bei meiner Arbeit mit Migrantinnen und Migranten fällt mir auf, wie wenig die Sprachdiplomate über die tatsächliche Sprachkompetenz aussagen. Vielen fehlt die Chance, Kontakte zu knüpfen und die Sprache mit anderen Menschen zu üben.

Komminoth: Deshalb sprechen wir in unserem Betrieb Deutsch miteinander. Bei uns lernen die Angestellten die Sprache am Arbeitsplatz. Zusätzlich bieten wir allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einmal in der Woche einen Deutschkurs an. Wir bezahlen die Kosten, doch die Mitarbeitenden müssen aussteuern und damit in ihrer Freizeit die Sprache lernen. Von Menschen mit

wenig Deutschkenntnissen erwarten wir, dass sie individuell zusätzliche Deutschkurse besuchen, etwa am Samstag. Wir arbeiten mit Caritas zusammen. Das Sprachkursangebot gilt auch für unsere Schweizer Mitarbeitenden. Zudem bieten wir allen Englischkurse an.

Ist Sprache also der Schlüssel zur Integration?

Sinnadurai: Mit Bildung und Sprache wollten meine Eltern uns Kindern die Chance ermöglichen, uns in der Schweizer Gesellschaft zu integrieren. Auch dafür bin ich ihnen extrem dankbar. Das Ganze war aber auch mit viel Druck verbunden. Meine Eltern sagten immer: Wir arbeiten in der Pflege, putzen nebenbei und verteilen Zeitungen, damit ihr Kinder in die Nachhilfe könnt. Neben fünf Tagen Schule kam am Mittwochnachmittag noch der Tamilisch-Unterricht dazu. Samstagnachmittag dann Tanzunterricht, damit wir auch unsere tamilische Kultur kennenlernen. Wir sollten uns integrieren, aber auch nicht zu sehr, damit wir nicht die Heimatkultur unserer Eltern vergessen.

Komminoth: Es ist für uns selbstverständlich, Mitarbeitende verschiedener Herkunft zum Betrieb zu zählen. PB Swiss Tools bot bereits vor 20 Jahren, als die ersten Flüchtlinge aus Sri Lanka in die Schweiz kamen, zwölf Tamilen eine Stelle an. Das war eine Initiative unserer CEO Eva Jaisli. Mittlerweile arbeiten teilweise bereits deren Kinder, also die zweite Generation, im Betrieb. Eine junge Frau, die bei mir im Team arbeitet, sagte mir kürzlich: «So wie du unverheiratet mit deinem Freund zusammen wohnst, so etwas würde bei mir nie gehen.»

Sinnadurai: Dieses Hin und Her zwischen zwei Welten kenne ich auch. Ich hatte als Jugendliche nicht die gleichen Freiheiten wie meine beste Freundin Sabrina. Stichworte dazu sind: Ausgang, Freunde und Alkohol. Deshalb habe ich mich in meiner Maturarbeit mit der tamilischen Diaspora beschäftigt, um Antworten auf die Fragen zu bekommen: Woher komme ich? Was ist meine Identität? Noch heute erlebe ich die

Spannung. Der Spagat zwischen dem eigenen Leben einerseits und den Wünschen und der Rücksichtnahme auf die Herkunft der Eltern andererseits ist für viele Secondos schwierig. Integration hat für meine Eltern eine andere Bedeutung als für mich heute.

Wie gehen Ihre Kinder damit um, Frau Kovačević?

Kovačević: Mein Mann und ich wollen unsere Söhne in nichts hinein-zwingen. Wir liessen beiden viel Freiheit. Sie könnten sich schon in Bosnien und Kroatien anpassen. Aber ihre Heimat ist die Schweiz.

Haben Sie bewusst für Ihre Söhne integrationserleichternde Vornamen ausgewählt?

Kovačević: Der erste Sohn wurde noch vor unserer Auswanderung geboren. Dass er Emil heisst und damit einen Namen hat, der in der Schweiz geläufig ist, ist Zufall. Denn Emil ist auch in unserem Sprachraum ein häufiger Name. Bei unserem zweiten Sohn haben wir bewusst Erwin gewählt, damit er sich vom Namen her nicht diskriminiert fühlt. Meine Kinder melden sich oft am Telefon mit Erwin oder Emil und nicht als Kovačević. Mit der kleinen Endung «i» landest du sofort in einer Schublade.

Sinnadurai: Ihr habt das mit dem Namen, bei mir ist es die Hautfarbe. Kaum öffne ich den Mund, heisst es: «Sie sprechen aber gut deutsch.» Um die Stimmung aufzulockern, kontere ich gerne: «Sie aber auch.» Kovačević: Diese Schubladisierung ist einfach nicht gut. Als Zuwanderin aus Ex-Jugoslawien bin ich traumatisiert von all den negativen Schlagzeilen über uns. Wie oft musste ich erklären: «Manche mit ić machen Probleme. Aber es gibt noch mehr ić-ens, die keine Probleme machen und nicht auffallen.» Als ich im September 2001 die Nachricht von dem Attentat in Zug hörte, hoffte ich inständig: Hoffentlich war es kein «i».

Negativschlagzeilen von Rasern aus Ex-Jugoslawien oder tamilischen Dealern dominierten einst



«Hätte ich damals keine Arbeit gefunden, wäre ich während dem Asylverfahren verzweifelt.»

«Als Unternehmen können wir nur eine Stelle anbieten, wenn wir uns verständigen können.»

«Oft hängt Integration vom Zufall ab, im richtigen Moment bei den richtigen Leuten zu landen.»

«Ich hatte einen riesigen Schock. Ohne Deutsch konnte ich nicht auf die Menschen zugehen.»

Baschar Bakdounes
Automechaniker

Claudia Komminoth
Leiterin Personal PB Swiss Tool

Laavanja Sinnadurai
Juristin, Mediatorin, Übersetzerin

Emina Kovačević
Dozentin für Interkulturelle Pädagogik



Dieser Stammtisch im Restaurant Hirschen in Langnau im Emmental ist sich einig: Nicht der Migrationshintergrund soll im Vordergrund stehen.

die Berichterstattung. Heute stehen die Eritreer am Pranger: Sie lebten von Sozialhilfe, statt zu arbeiten.

Komminoth: Als wir vor drei Jahren einem Menschen aus Eritrea ein Integrationspraktikum anboten, war bei einigen Mitarbeitenden Zurückhaltung zu spüren. Während dem Standortgespräch ein halbes Jahr später waren sich alle einig, dass wir das Praktikum verlängern. Inzwischen ist der Mitarbeiter mit einer Festanstellung für uns tätig. Integration heisst für mich: Machen, statt darüber sprechen.

Heute schliessen immer mehr Kantone mit den Flüchtlingen Integrationsvereinbarungen ab. Was halten Sie davon?

Komminoth: Voraussetzung sind Angebote, die zur Erfüllung der Vereinbarung beitragen. Es muss ein Miteinander sein. Wir können das Thema weder an die Menschen, die zu uns geflüchtet sind, noch an die Wirtschaft oder die staatlichen Behörden allein delegieren. Es sind auch die Kolleginnen und Kollegen gefordert, eine Willkommenskultur zu leben und Mitarbeitenden anderer Herkunft zu helfen. Aber es liegt ebenso an den Behörden, dass ihre Integrationscoaches sorgfältige Abklärungen machen.

Und da hapert es manchmal?

Komminoth: Wir gehörten zu den ersten Firmen, die letzten Herbst eine Vorlehre Integration in der Logistik angeboten haben und die Stelle schliesslich besetzen konnten. Bei der Rekrutierung schickten uns Integrationscoaches einige Kandidaten zum Schnuppern. Da merkten wir: Diese jungen Menschen wollen diesen Beruf gar nicht lernen. Dies sind keine guten Voraussetzungen, dass die Lehre am Ende mit Erfolg abgeschlossen werden kann.

Aber ist es nicht legitim, jemanden zur Arbeit zu verpflichten, auch wenn sie ihm nicht gefällt?

Komminoth: Wenn jemandem die Hauptaufgaben nicht zusagen, wird dies kaum erfolgversprechend sein. Das ist, wie wenn wir einem Neuntklässler sagen würden, jetzt musst du diesen oder jenen Beruf ausüben, weil du noch keine Lehrstelle hast. Das Grundinteresse ist immer die zentrale Voraussetzung für die Arbeitsmotivation. Das war bei dem

Mitarbeiter aus Eritrea der Fall, der in seiner Heimat als Polymechaniker gearbeitet hatte und gerne Maschinen bedient. Natürlich sind jetzt die Anforderungen in der Schweiz anders, er musste dazulernen. Aber er mochte die Arbeit an der Maschine. Eine Hilfe war auch hier das Miteinander: Der Coach von Caritas kam bei unserem eritreischen Mitarbeiter regelmässig vorbei, hat ihn motiviert, noch besser Deutsch zu lernen. Zusammen haben wir es geschafft, dass er jetzt eine Festanstellung bei uns hat.

Kovačević: Wieso gibt es nicht mehr Unternehmen wie PB Swiss Tools? Ich habe so etwas noch nie gehört. Fantastisch. Es wäre toll, würden mehr Betriebe sich sagen: Wir tragen Verantwortung für die Gesellschaft. Ich würde alle Unternehmen gerne dazu verpflichten, dass auch sie Gesamtverantwortung für die Gesellschaft übernehmen.

Bakdounes: Hätte ich meinen eigenen Betrieb, würde ich dies auch so wie PB Swiss Tool machen.

Aber nicht jede Firma kann sich einen solchen Aufwand leisten.

Komminoth: Ein kleines Unternehmen, sagen wir mit 20 Mitarbeitenden, kann kaum einen Deutschkurs finanzieren. Das verstehe ich. Aber sie könnten beispielsweise Praktikumsstellen anbieten.

Kovačević: Genau so ist es. Die Menschen brauchen neben den theoretischen Schulungen für die Sprache und für Bewerbungen auch Praxis. In allen Bewerbungskursen sollte mindestens ein einwöchiges Praktikum verankert sein. Aber Tatsache ist, dass nur wenige ein Praktikum finden. Auch für uns, die gut vernetzt sind, ist es schwierig.

Bakdounes: Möglichst rasch zu arbeiten, war auch für mich wichtig. Denn Integration beginnt mit dem Arbeiten. Hätte ich während meines Asylverfahrens nicht so schnell eine Stelle gefunden, dann wäre ich wahrscheinlich verzweifelt.

Komminoth: Das ist das Problem. Der Prozess dauert zu lange. Viele Asylbewerber warten zweieinhalb Jahre ohne Anspruch auf Deutschunterricht, ohne Beschäftigung. Das macht die Menschen kaputt.

Haben Sie konkrete Vorschläge, wie die zermürbende Wartezeit verkürzt werden könnte?



«Genau so ist es»: Die Stammtischrunde nach dem Gespräch.

Kovačević: Gleich nach der Ankunft muss der Sprachunterricht beginnen. Ich kenne viele Leute, die sprechen fünf Sprachen fließend, aber ihr Deutsch ist zu schlecht, um eine Arbeit zu finden. Zudem muss viel besser abgeklärt werden, welche Potenziale die neu angekommenen Menschen mitbringen.

Komminoth: Wir schneiden uns ins eigene Fleisch, wenn wir diese Ressourcen nicht nutzen. Sie sind die Chance, um gegen den Fachkräftemangel anzugehen und das Wirtschaftswachstum in Gang zu halten. Bakdounes: Was für mich eine grosse Schwierigkeit darstellte, war der ganze Asylprozess. Das Verfahren und die Bestimmungen in den Kantonen sind kompliziert. Den Brief,

der mich endlich über meinen Asylentscheid informierte, hatte nicht einmal meine Schweizer Bekanntschaft wirklich verstanden.

Sinnadurai: Diese Situationen kenne ich gut. Ich übersetze oft für tamilische Asylbewerber. Die Behördensprache ist nicht einfach zu verstehen. Zugleich muss ich als Juristin aber auch sagen: Die Behörden müssen in einem rechtsstaatlichen Verfahren sehr differenziert sein. Es sind die Gesetze, die unsere Gesellschaft formen, die alle zum gegenseitigen Respekt, zur Anerkennung der Menschenwürde verpflichten. Deshalb finde ich, alle sind schon halbwegs integriert, wenn sie sich an diese Grundregeln halten.

Interview: Delf Bucher, Nicola Mohler

Baschar Bakdounes, 29

Der Syrer lebt seit 2012 in der Schweiz. Der Automechaniker kam vor dem Ausbruch der syrischen Revolution regelmässig mit seinem Vater hierher. Heute lebt er mit einer B-Bewilligung im Kanton Bern, ist mit einer Schweizerin verheiratet und arbeitet als Automechaniker im Emmental.

Claudia Komminoth, 35

Die Bernerin hat eine kaufmännische Ausbildung absolviert und arbeitet nach Stellen in einer Berner Notariats- und Anwaltskanzlei und bei der Swisscom seit 2013 bei PB Swiss Tools. Privat gründete sie 2012 eine Stiftung in Kambodscha, die Kindern eine Schulausbildung ermöglicht.

Laavanja Sinnadurai, 29

Die Juristin wuchs in einer fünfköpfigen tamilischen Familie im bernischen Niederscherli auf. Ihre Eltern flüchteten vor 30 Jahren aus Sri Lanka. Neben ihrem Studium absolvierte sie eine Ausbildung zur interkulturellen und interreligiösen Mediatorin und zur Familienmediatorin. Sie übersetzt für Caritas und im Strafvollzug.

Emina Kovačević, 61

Die kroatisch-schweizerisch Doppelbürgerin kam 1989 in die Schweiz. Die Mutter von zwei Söhnen studierte in Kroatien Soziologie. Heute leitet sie die Integrationsprojekte und Kurse beim SAH Zentralschweiz in Luzern und arbeitet als Dozentin für interkulturelle Pädagogik an der PH Luzern.

Kommentar

Die Mühseligen und Beladenen unterstützen

Bildung Mit dem dualen Bildungssystem hat die Schweiz einen Integrationsvorteil gegenüber Ländern, die eher auf schulische Leistungen setzen.

Ich bin in einer Blocksiedlung aufgewachsen, wo Ende der 1960er-Jahre auch Gastarbeiterfamilien aus Südeuropa lebten. Die «Tschingen»-Kinder gingen mit mir zur Schule, und ich mochte die Fragen nicht, die rundherum gestellt wurden: Wie können sie nur ihre Wäsche auf dem Balkon aufhängen, am Wochenende bis in die Nacht feiern, und was wuchert da in ihren Gärten? Bald öffnete die erste Pizzeria am Ort ihre Türen, und alle gingen hin. Inzwischen ist die italienische Lebensweise nicht mehr wegzudenken aus dem Schweizer Alltag. Mit dieser Erfolgsgeschichte von gegenseitiger Bereicherung will ich aktuelle Integrationsprobleme

nicht kleinreden. Aber ich möchte für mehr Optimismus werben, dass Integration mit langem Atem auch unter schwierigeren Voraussetzungen als damals gelingt.

Praxis statt Theorie

Zu Zeiten der Schwarzenbach-Initiative war die Schweiz ein konjunkturelles Schlaraffenland. Inzwischen sind zum Beispiel die Sozialhilfekosten gestiegen. Auch wegen der Asylsuchenden, die heute meist aus aussereuropäischen Kulturkreisen stammen und unsere Gesellschaft vor neue Herausforderungen stellen. Die Meinungen, wann jemand als integriert gilt, gehen auseinander, immer wieder wird darüber aus

Menschen, die mit der Arbeitswelt nicht mithalten können, brauchen Unterstützung. Das ist noch weitgehend unbestritten. Doch die Hilfe muss für alle gelten, die hier leben.

entgegengesetzten Erwartungshaltungen heftig diskutiert. Sinnvoller als theoretische Debatten sind praktische Integrationsoffensiven wie die Vorlehre, die seit letztem Jahr in mehreren Kantonen jungen anerkannten und vorläufig aufgenommenen Flüchtlingen offensteht. Wenn nur einige der Teilnehmer und Teilnehmerinnen danach eine reguläre Lehrstelle finden, ist das ein Riesenerfolg.

Hilfreiche Menschen

Hier hat die Schweiz mit ihrem Fokus auf das duale Bildungssystem einen grossen Integrationsvorteil gegenüber Ländern, die eher auf schulische Leistungen setzen. Man muss nicht fließend deutsch sprechen und schreiben können, um mit handwerklichen oder pflegerischen Talenten zu überzeugen. Natürlich gilt es, schulische Anforderungen der Berufslehre auch zu meistern. Doch nach der Zusage dürfte die Motivation gross sein, und meistens stehen Schlüsselpersonen bereit. Solche Schlüsselpersonen werden im Gespräch in diesem Dossier mehrmals genannt. Sie geben Nach-

hilfe, vermitteln einen Job, unterstützen bei Behördengängen, unterrichten Deutsch. Trotz Kontroversen ist die Hilfsbereitschaft in der Schweiz gross. Und all die Helferinnen und Helfer, die sich auch oft in der Kirche engagieren, verdienen einen grossen Dank! Was neben dem Fördern und Fordern in der Integration nicht vergessen werden sollte: Auch unter Schweizerinnen und Schweizern ohne Migrationshintergrund gibt es Menschen, die mit der Arbeitswelt nicht mithalten können. Gründe dafür gibt es viele: Vorbelastungen, Krankheit, Beschränkungen, Schicksalsschläge. Bei Geflüchteten kommen noch einige mehr dazu. Die «Mühseligen und Beladenen» (Mt. 11,28) zu stützen ist noch weitgehend unbestritten in der Schweiz. Diese Hilfe muss für alle gelten, die hier leben.



Christa Amstutz
«reformiert.»-Redaktorin
in Zürich

Wenn Essen zum Glaubenskrieg wird

Ernährung Veganismus, Intervallfasten, Paläodiät, Vitaminpillen – gesund essen ist im Trend. Doch was gesund ist, wird breit und kontrovers diskutiert. Taugt der Essenskult als Ersatzreligion? Oder ist er ungesund?



Der Tisch ist hierzulande reich gedeckt. Dennoch ist essen für viele kein einfaches Thema.

Foto: Pixabay

Es ist Hochsommer. Im Garten und auf den Märkten leuchten Früchte, Gemüse und Salate um die Wette. Auch die Regale der Lebensmittelhändler sind prallvoll, und in Spezialgeschäften kann man beinahe alle Nahrungsmittel zu jeder Jahreszeit kaufen. Trotzdem wächst das Angebot an Nahrungsergänzungsmitteln unaufhaltsam. Dabei weist eine neue Studie der Tufts University in Boston nach, dass Vitamine und Mineralien nur dann gesundheitsfördernd sind, wenn diese aus der normalen Nahrung stammen. Die Wissenschaftler zeigen auf, dass die regelmässige Einnahme von Zusatzpräparaten keinen gesundheitlichen Nutzen bringt.

Doch die künstlichen Supplemente gehören nun mal zur heutigen Ernährung, bei der nichts mehr dem Zufall überlassen wird. Die

Zeiten, in denen gegessen wird, was auf den Tisch kommt, sind vorbei. Die meisten Menschen im westlichen Europa können oder wollen nur ausgewählte Kost zu sich nehmen. Sei es wegen einer Unverträglichkeit von Laktose, Fruktose oder Gluten, oder weil sie auf eine der unzähligen spezifischen Ernährungslehren setzen.

Angst vor dem Essen

Essen dient nicht mehr der Lebenserhaltung, sondern ist Ausdruck des Lifestyles und der Weltanschauung. Vegetarisch, vegan, steinzeitlich oder frugan kann man speisen. Auch Diäten und Fasten, im Moment besonders das Intervallfasten, sind im Trend. «Dass sich die Menschen derart exzessiv mit der Ernährung befassen, ist umso erstaunlicher, als dass wir mehr zu essen

haben, gesünder sind und länger leben als jede Generation vor uns», sagt der Religionswissenschaftler Kai Funkschmidt. Er glaubt, dass es bei einer Fixierung auf die «richtige», gesunde und ethisch vertretbare Ernährung nicht wirklich ums Essen geht. Vielmehr beobachtet er, dass man damit versuche, ein generelles Unwohlsein unter Kontrolle zu bringen. «Viele Menschen glauben, wir lebten in einer Krisenzeit, sehen ihre Lebensgrundlage gefährdet, und ihr Vertrauen in die konventionelle Landwirtschaft bröckelt», sagt der Theologe. «Aus dieser grundsätzlichen Skepsis heraus nehmen sie Einfluss auf das, was sie können, auf das Essen.»

«Ich bestimme, was in meinen Körper kommt», sagen viele und wollen nicht nur gesund leben, sondern damit auch die Umwelt entlas-

ten. Das könne durchaus sinnvoll sein, meint Funkschmidt, wenn die gewählte Ernährungsrichtung nicht exzessiv oder missionarisch gelebt werde. «Wenn aber falsch essen Sünde ist, Kochbücher die Bibel ersetzen, Köche die neuen Prediger sind und Follower ihre Jünger, dann wird der Essenskult zur Ersatzreligion. In der extremen Form werden alle, die nicht dazugehören abgewertet und ausgeschlossen.» Und im Gegensatz zu anderen Religionen, wie etwa im Christentum, gebe es dort keine Gnadeninstanz. «Nur wer sich konsequent an die Lehre hält, wird gerettet. Für Sünder gibt es keine Gnade.»

Lust am Essen

«Vielen fällt es leichter, sich einer extremen Ernährungsrichtung zu unterwerfen, als allgemeine Empfehlungen auszuprobieren», sagt Anna-Barbara Sterchi vom Schweizerischen Verband der Ernährungsberaterinnen. Sie rät, vielfältig und saisongerecht zu essen. «Zu einer Mahlzeit gehören Gemüse, Salat, etwas Eiweisshaltiges wie Fleisch, Fisch, Eier, Käse und eine Stärkebeilage wie Kartoffeln, Reis, Pasta.»

«Wir haben mehr zu essen und sind gesünder als jede Generation vor uns.»

Kai Funkschmidt
Religionswissenschaftler

Grundsätzlich sei die Einteilung in gesunde und ungesunde Nahrungsmittel nicht sinnvoll. «Wer beispielsweise jeden Tag übermässig viele Früchte isst, tut sich damit nicht nur Gutes. Entscheidend ist die richtige Menge und die Mischung.» Um diese für sich herauszufinden, brauche es etwas Ernährungswissen, aber auch Freude und Lust am Essen, so Sterchi. Doch wenn Essen zum Dauerthema oder zur Ideologie werde, könne das verunsichern und gar schaden. «Oft sind die Heilserwartungen zu hoch. Gesundheit hängt von vielen verschiedenen Faktoren ab, nicht nur vom Essen.» Katharina Kilchenmann

Kindermund



Fast schon berühmt oder Prinzessin im Druck

Von Tim Krohn

Gestern kam Post: «Liebe Bigna, deine Geschichten sind so schön, dass ich ein Büchlein daraus machen möchte, mit Bildern einer berühmten Zeichnerin, die sie extra dafür macht. Frage a) Bist du einverstanden mit dem Buch? b) Gefallen dir die Bilder? c) Hättest du das Buch lieber in deiner Sprache, Jauer, oder auf Deutsch? d) Wie soll das Büchlein heissen?»

«Das ist ja eine komische Post», sagte Bigna. «Was ist daran komisch?», wollte ich wissen. «Alles! Zum Beispiel das mit den Bildern. Ich kann doch selber malen, und zwar sehr schön.» «Eigentlich war es wohl so, dass der Zeichnerin die Geschichten so gut gefallen haben. Sie wollte dich unbedingt malen.» «Mich, wieso mich?» «Weil du die Hauptfigur bist.» «Bin ich doch nicht! Einmal geht es um die tote Spinne, einmal um das tote Reh ...» Sie stutzte. «Wieso sind eigentlich alle tot?» «Oh, es gibt auch lebende Hühner und Steinschleudern und Jon, der die Sterne hängt.» «Genau und die soll sie mal malen.» «Die sind schon auch auf den Bildern.» Ich zeigte ihr die Skizzen, die dem Brief beilagen.

«Okay», gab Bigna zu, «malen kann sie, nur sehe ich kein bisschen so aus.» «Das macht nichts, die Leute, die das Buch kaufen, kennen dich ja nicht.» «Um so schlimmer!», rief Bigna. «Stell dir vor, sie kommen her, um mich zu treffen, und erkennen mich nicht!» «Aber es geht ja nicht um dich, sondern um Spinnen und Rehe und Sterne», erinnerte ich sie. «Stimmt. Was hat er noch gefragt?» «Jauer oder Deutsch?» «Jauer natürlich.» «Nur versteht das fast keiner, und dann kauft es auch keiner.» «Ach so. Dann beides.» «Werde ich weiterleiten. Und wie soll das Buch heissen?»

Bigna dachte nach. «Am liebsten mag ich, wie ich als Prinzessin auf dem Drachen reite. Bigna die Drachenprinzessin.» «Sie hat den Drachen gar nicht gemalt, nur die Mistkarre», wandte ich ein. Bigna zog ein Gesicht. «Dann eben Bigna die Mistkarrenprinzessin.» «Wie wäre Prinzessin auf dem Mist?», schlug ich vor. «Prinzessa sülla grascha – doch, das ist nicht schlecht», gab sie zu. «Sag, bin ich dann nur berühmt oder auch stinkereich?»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Die oben angekündigten Bücher erscheinen im Kwasi-Verlag.
Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Gfröits

Ein Zeichen vorgerückten Alters, in dem Kleinigkeiten an Bedeutung gewinnen

Ich bin auf dem Weg in die Bibliothek. Mit drei Büchern unter dem Arm schlendere ich durch das Solothurner Loreto-Quartier. Von Weitem höre ich Kinder heruntollen: Sie schreien, lachen, fahren mit ihren Velos durch einen Hindernis-Parcours, spielen mit einem Ball. Plötzlich setzt sich ein etwa vierjähriger Knabe von seinen Kameraden ab und rennt direkt auf mich zu. Vor mir steht er still, streckt sein rechtes Bein nach vorne, schaut mich an und fragt: «Bingsch mer der Schueh?» Ich lege die Bücher aufs nahe Mäuerchen, knie nieder und binde den Schuh. «Danke», sagt der Junge, und rennt wieder zu seinen Kumpels. Noch lange freute ich mich über diese spontane unbekannte Begegnung – wohl ein Zeichen vorgerückten Alters, in dem solche Kleinigkeiten an Bedeutung gewinnen.
Hanspeter Freudiger, Solothurn

Da sitzt ein winziger Vogel auf der Strasse und rührt sich nicht. Es ist eindeutig ein Mauersegler: der Schnabel, die Augen, die Flügel. Vielleicht wurde die Hitze für ihn unerträglich oder seine Eltern kehrten von der Essensuche nicht zurück. Wir bringen ihn zu Bird-Life in eine Auffangstation und ich denke: Leb wohl kleiner Vogel, werde schnell kräftig und durchschneide die Luft mit deinen Flugkünsten.
Hansjörg Oehler, Baden

Kürzlich wollte ich an unserem Bahnhof, der nicht mehr bedient ist, am Automaten ein neues Abonnement lösen. Doch, oh Schreck, der Apparat hatte eine Panne: Er hatte kein Wechselgeld mehr. Deshalb nahm er keine Banknoten an und akzeptierte nur noch abgezählte Münzen. Da stand ich nun mit meinen Noteten im Portemonnaie. Was tun?

Ich wandte mich an die einzige Person, die auf dem Perron wartete; ein junger Ausländer – ein Asylant wie ich vermutete. Ich bat ihn um Hilfe und er suchte vergeblich nach Münzen in seinem Geldbeutel. Ich bedankte mich bei ihm für den guten Willen und ging meines Weges. Wenig später fuhr der Zug ein. Da stürmte mein Helfer heran und überreichte mir strahlend die Münzen, die er in einiger Entfernung in einem Restaurant gewechselt hatte.
Friedrich Oelhafen, Rapperswil

Haben Sie im Zug etwas Schönes erlebt, in der Nachbarschaft Nachahmenswertes beobachtet, in einer misslichen Situation spontane Hilfe bekommen? Oder einen wunderbaren Moment erlebt? Schreiben Sie uns in kurzer Form (max. 450 Anschläge inkl. Leerzeichen): gfröits@reformiert.info, Betreff «Gfröits». Über Kürzung und Veröffentlichung entscheidet die Redaktion.

Kommentar

Zweifel, die von Blindheit zeugen

Klimadebatte Gibt es den Klimawandel gar nicht? Und wenn doch: Haben am Ende jene recht, die behaupten, er sei nicht menschengemacht? Sechs klimakritische Thesen kritisch hinterfragt.

Der Sommer kam heuer plötzlich und heftig. Die Temperaturen schnellten auf 35 Grad und mehr, die Aare erwärmte sich in Bern rasch auf 20 Grad. Die Bundesstadt hatte sich innert weniger Tage von Kühlstrick zur Sauna gewandelt. Was der Sommer an Rekordhitze und -Dürre noch alles bringen mag, wird sich zeigen. Klar aber ist: Hitzewellen werden häufiger und heftiger. Und klar ist, zumindest für die Wissenschaft: Der Mensch hat daran grossen Anteil, und es wäre nun an der Zeit, etwas zu unternehmen. Viele sehen dies jedoch nicht so. Sie argumentieren mit Aussagen, welche die angebliche «Klimalüge» entlarven sollen. Allerdings stehen diese oft gehörten Thesen auf wackligem Grund. Im Folgenden

seien einige davon aufgelistet und kritisch kommentiert.

These 1: Der Klimawandel findet nicht statt.

Dass er stattfindet, dürfte inzwischen auch dem hartgesottesten Skeptiker klar sein. Dafür gibt es zu viele und zu deutliche Anzeichen. Wer 40-jährig und älter ist, weiss es aus eigener Anschauung. Grafiken und Diagramme aus der Forschung sprechen ebenfalls eine unmissverständliche Sprache, etwa das Material des schweizerischen Bundesamtes für Meteorologie und Klimatologie. Und übrigens: Ein regnerischer Sommer heisst noch lange nicht, dass die globale Erwärmung ein Hirnspinne ist. Der Sommer 2016 zum Beispiel war bis weit in die

Hälfte nass und kühl, trotzdem handelte es sich in der Schweiz um eines der wärmsten Jahre seit Messbeginn 1864.

These 2: Klimaerwärmungen, auch schnelle, hat es schon immer gegeben.

Stimmt. Gründe waren zum Beispiel Veränderungen bei der Umlaufbahn der Erde um die Sonne und der Neigung der Erdachse, schwankende Sonnenaktivität, grosse Vulkanausbrüche und die Verschiebung von Kontinenten. Das Klimasystem ist aus sich heraus ebenfalls gewissen Schwankungen unterworfen. Seit ungefähr 150 Jahren kommt jedoch ein menschengemachter Faktor hinzu: die zivilisationsbedingte Emission des Treibhausgases CO₂. Der aktuelle Temperaturanstieg fällt zeitlich eindeutig mit der Industrialisierung zusammen, das zeigt die im Frühjahr veröffentlichte Analyse der Weltorganisation für Meteorologie (WMO).

These 3: Die Natur emittiert viel mehr CO₂ als der Mensch.

Auch das stimmt. Aber: Die natürlichen Emissionen, auch wenn sie gigantisch sind, sind klimaneutral. Das «Wenige», das der Mensch zusätzlich in die Luft entlässt, ist das Zünglein an der Waage, das für einen Ausschlag in die falsche Richtung und eine verhängnisvolle Rückkopplung sorgt. Der aktuelle Gehalt an Kohlendioxid in der Atmosphäre ist der höchste seit zwei Millionen Jahren, und er steigt weiter an.

These 4: Die Klimaforscher sind mehrheitlich unredlich, ideologisch befangen oder gekauft.

97 Prozent der – unabhängig voneinander forschenden – Experten stimmen weltweit überein, dass der Klimawandel stattfindet und dass der Mensch daran den hauptsächlichsten Anteil hat. Wer kann übereinstimmende Erkenntnisse aus der Klimawissenschaft pauschal anzweifeln wollen? Für einen Generalverdacht gibt es keinen vernünftigen Grund. Forscher, die sich mit dem Klima befassen, sind nicht unredlicher, politisch voreingenommener oder käuflicher als Forscher zum Beispiel in der Medizinbranche oder der Informatik.

These 5: Die wenigen Wissenschaftler, die sagen, der Klimawandel sei nicht menschengemacht, haben vermutlich recht. Wer gegen den Mainstream schwimmt, ist gescheitert als die anderen, so war es schon bei Galileo Galilei.

Galilei und andere Einzelkämpfer in Physik, Mathematik und Astronomie haben sich mit ihren Erkenntnissen gegen eine Mehrheitsmeinung durchgesetzt, das ist richtig. Aber nicht, weil sie einem (noch gar nicht vorhandenen) wissenschaftlichen Establishment die Stirn boten. Sondern, weil sie überhaupt erst wissenschaftlich zu denken wagten. Dabei gerieten sie in Konflikt mit der allmächtigen Kirche, die nicht wissenschaftlich, sondern dogmatisch argumentierte. Die Ausgangslage ist heute

grundlegend anders. Teams, die forschen, tun es alle nach den Regeln der wissenschaftlichen Methodik. Und Konsens in der Forschung bedeutet grösstmögliche Faktenwahrheit. Jene wenigen Wissenschaftler, die den menschengemachten Klimawandel anzweifeln, sind oft nicht aktiv an der Klimaforschung beteiligt, verfügen also über weniger Expertenwissen als die wahren Experten.

These 6: Die kleine Schweiz kann nichts zur Korrektur des globalen Klimas beitragen. Und die Welt auch nicht wirklich.

Die Schweiz könnte schon mal einen Anfang machen. Und ja, der Klimawandel gehört zu jenen Vorgängen, gegenüber denen man sich machtlos fühlt – wie gegenüber einem Erdbeben oder einem Tsunami. Jüngst zitierte das Magazin des «Tages-Anzeiger» den Cambridge-Wissenschaftler Simon Beard. Dieser beschreibt den Klimawandel als grosses Problem, dessen Lösung illusorisch scheint, weil sie weltweit ein enorm hohes Mass an menschlicher Kooperation erfordert. Trotzdem bleibt er optimistisch: Es werde «völlig unterschätzt», wie vernetzt und koordiniert die Menschheit heute sei. Man darf also noch hoffen.



Hans Herrmann «reformiert.»-Redaktor in Bern

INSERATE



Kurse und Weiterbildung

In der Kirchgemeinde Projekte durchführen
Projektmanagement in Theorie und Praxis
Die Teilnehmenden haben die Möglichkeit, Projektideen aus der eigenen Kirchgemeinde zur gemeinsamen Bearbeitung einzubringen.
09.09., 14.10. + 25.11.2019, 17.30–20.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 31.08.2019

Besuchsdiensttagung
Daheim ist daheim!?
Umbrüche und Verlassen der vertrauten Wohnform begleiten
13.09.2019, 09.30–16.30 Uhr
KGH Niklaus Manuel, Nidau
Anmeldeschluss: 25.08.2019

Fachtagung zum Kirchensonntag 2020
«Über meinen Glauben sprechen»
Die Tagung richtet sich an Personen, welche an der Vorbereitung und Durchführung des Kirchensonntages beteiligt sind.
14.09.2019, 09.00–17.00 Uhr
Campus Muristalden, Bern
Anmeldeschluss: 26.08.2019

Präsidienkonferenzen 2019
Kirche in Bewegung – Schritte in die Zukunft wagen
21.10.: KGH Petrus, Brunnadernstrasse 40, Bern
22.10.: KGH Burgdorf, Lyssachstrasse 2, Burgdorf
24.10.: KGH Thun, Frutigenstrasse 22, Thun
28.10.: KGH Tramelan, Grand rue 120, Tramelan
05.11.: KGH Lyss, Friedhofweg 2, Lyss
Jeweils von 18–21 Uhr, Apéro riche ab 17 Uhr
Der Synodalrat freut sich auf den Austausch mit Ihnen.

Evangelischer Theologiekurs
Neuer Kursstart in Biel
Am 23. Oktober startet ein neuer Evangelischer Theologiekurs in Biel zu Grundfragen der Theologie. Mittwochs, 18.45–21.15 Uhr (wöchentlich), Wyttenbachhaus, Biel
Informationsabend: 21.08., 18.45–21.15 Uhr, Biel
Anmeldung: 25.08.2019

Biografisches Schreiben ... deinem Leben auf der Spur ...
21.08. + 30.10.2019, 17.30–21.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 01.08.2019

Am siebten Tag sollst du ruhn!
Von Zeitfressern, Ressourcenschonern und Tankstellen
29.08. + 12.09.2019, 17.30–21.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 15.08.2019

Programme und Anmeldung
www.refbejuso.ch/bildungsangebote,
kursadministration@refbejuso.ch
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,
Telefon 031 340 24 24



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure



Lehrgang in Palliative Care

Schwerkranke und sterbende Menschen begleiten?

Infos und Anmeldung: www.srk-bern.ch/passage

SRK Kanton Bern, Bildung SRK
Bernstrasse 162 | 3052 Zollikofen
Tel. 031 919 09 19 | bildung@srk-bern.ch

Croix-Rouge suisse
Schweizerisches Rotes Kreuz
Canton de Berne Kanton Bern 



IN TRAUER ALLEIN?

Wochenende für Verwitwete,
für trauernde Partnerinnen und Partner

Samstag/Sonntag, 16./17. November 2019
im Parkhotel Gunten am Thunersee

Auskunft und detaillierte Unterlagen:
Christine Mühlematter 033 654 49 83
079 295 30 88 / chmuefa@bluewin.ch

reformiert.

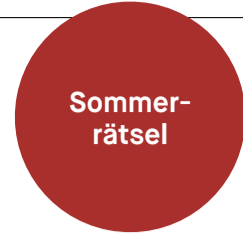
Folgen Sie uns auf
[facebook/](https://www.facebook.com/reformiertpunkt)
[reformiertpunkt](https://www.reformiertpunkt.ch)

5023 Biberstein
062 839 30 90 **Radio Freundes-Dienst**

Leben für Alle
über DAB+  

Infos und Programm: radiofd.ch

 **www.friedwald.ch**
Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12



Finden Sie das Lösungswort und gewinnen Sie einen tollen Preis!

Einhandruder	Intelligenz	Vorn. der Sängerin Fitzgerald †			span.: Platz	Entwicklungsstufe der Insekten	Teil arab. Namen	Hauptstadt v. Nigeria			eh. CH-Ski-fahrerin (Sorja)		dt. Erotikpionierin † 2001	Rohrverbindungsstück	Haar-trockner	jetzt, in diesem Moment	weibl. Wasser-geist		Platz-mangel
					tiefe Zuneigung				4		Zuversicht								
dt. Kino-film (... rennt)					Arbeits-einsatz: auf ...						Staat in Süd-amerika		Hotel-halle	16					
alt Bun-desrat (Adolf)		himmels-farben						Safe, Geld-schrank			unbe-bautes Gebiet						10		Luft-klappe
			Com-puter-taste		Berg in der Nord-west-schweiz		Berüh-rungs-verbod					europ. Fluss				histor. span. Flotte		sehr junger Mensch	
Gegend am Hallwi-lensee		Haupt-stadt von Armenien		engl.: Bär						Fremd-wortteil: mit, zu-sammen			jp. Ring-kampf		Vorname von Engelke				
						Halbton unter G					europ. Fussball-bund (Abk.)		Behälter für Re-liquien						11
un-wirklich							abschät-zig: Mann			Teil mecha-nischer Uhren					Zier-pflanzen			Abk.: Neues Testa-ment	
					Donau-land-schaft bei Wien		Halb-insel in Ostasien					Über-bringe-rin		Landes-ausstel-lung 1939 (Kw.)					
Aus-drucks-form, Machart	Rinder-fett		frz.: heben							Fremd-wortteil: Zehn		Renn-wagen							Ver-kehrsmittel
Coupon, Abschnitt						noch bevor		kaufm.: heute					Abk. f. Florida				unbest. Fürwort		Mass für Garn-feinheit
				Abk.: circa	Fluss durch Hamburg						Abk.: Herz-töne (med.)			Abk.: nord-deutsch	Autokz. Kanton Solo-thurn			Kühn-heit, Behertz-heit	
griech. Hirten-gott		engl.: Bargeld								Spitz-name Eisen-howers †			Zeitungs-anzeigen						
religiöse Über-zeugung										Oscarge-winnerin 1996 (Susan)							lat.: Nacht		



Foto: zvg

1. Preis

Ein Gutschein im Wert von 250 Franken für das Hotel Chau d'Abel in La Ferrière. Übernachten Sie im bernischen Jura, lassen Sie sich kulinarisch verwöhnen und geniessen Sie die wunderschöne Landschaft zu Fuss oder auf dem Fahrrad.



Foto: Pixabay

2.-5. Preis

Je ein Gutschein im Wert von 50 Franken für die ökumenische Buchhandlung Virol in der Berner Altstadt. Egal ob Thriller, Roman, eine theologische Auslegung oder eine neue Bibel: Die Buchhandlung erfüllt all Ihre Wünsche – übrigens auch per Mail.

Verlosung

Schicken Sie das Lösungswort an: redaktion.bern@reformiert.info oder [reformiert., Redaktion Bern, Postfach 312, 3000 Bern 13. Einsendeschluss: 20. August 2019. Mehrfacheinsendungen werden nicht berücksichtigt.](mailto:redaktion.bern@reformiert.info)

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----	----	----

Agenda

Stadtrundgang

Orgelspaziergang

Musikerinnen und Musiker lassen die Instrumente der Berner Stadtkirchen erklingen. Dazu liest Barbara Traber Geschichten rund um Bern.

Sa, 17. August

- 12 Uhr, Dreifaltigkeitskirche Bern
- 13 Uhr, Münster
- 14 Uhr, Christkatholische Kirche St. Peter und Paul
- 15.30 Uhr, Französische Kirche
- 16.30 Uhr, Abschlusskonzert Heiliggeistkirche

Freier Eintritt, Kollekte

Leben als Sans-Papier

Die Berner Beratungsstelle für Sans-Papiers erzählt auf einem Stadtrundgang über die Hürden und Härten eines Lebens ohne Aufenthaltsbewilligung und über die Idee einer «City-Card», welche genau diese Hürden abbauen könnte.

Sa, 24. August, 16 Uhr
Haupteingang Bundesplatz

Dauer: 90 Minuten. Kosten: Fr. 20.-.
Anmeldung erwünscht: administration@sans-papiers-contact.ch

Tagung

Schweizer Kirchenbautag

Mehr als 1000 Kirchen wurden in der Schweiz in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gebaut. Der moderne Kirchenbau steht im Zentrum des diesjährigen Kirchenbautags.

Fr, 30. August, 9.15 Uhr
Universität Bern

Tagungsgebühr: Fr. 80.-. Anmeldung bis 23.8.: www.schweizerkirchenbautag.unibe.ch. Auskunft: johannes.stueckelberger@theol.unibe.ch

Jahrestreffen Fachstelle Migration

Am Vormittag stehen Kurzvorträge und eine Podiumsdiskussion zum Thema «Rechtspopulismus im Aufwind – sinnvolles kirchliches Engagement in schwierigen Zeiten» auf dem Programm. Am Nachmittag folgen Infos über das neu strukturierte Asylverfahren und Workshops.

Fr, 30. August, 9–16.15 Uhr
KGH Paulus, Bern

Anmeldung bis 5.8.:
www.refbejus.ch/netzwerk

Gottesdienste

Festgottesdienst

Die Stiftung Diaconia feiert ihr 175. Jubiläum mit einem Gottesdienst.

So, 28. Juli, 9.45 Uhr
Kapelle Haus Oranienburg, Schänzli-strasse 15, Bern

Predigt im Wald

Auch dieses Jahr finden die Sonntagsgottesdienste der Kirchgemeinde Wichtrach im Monat August bei schönem Wetter im Predigtwald statt.

4./11./18. August, 9.30 Uhr
Kirchgemeinde Wichtrach
www.kirche-wichtrach.ch

Aeschlenalppredigt

So, 11. August, 10 Uhr
Kirchgemeinde Oberdiessbach
Bei Schlechtwetter in der Kirche

Musik

Vivo Sonhando

Konzert mit Musik aus Nord-, Ost-, Westeuropa und der Schweiz für Querflöten, Bassklarinette und Gitarre.

So, 25. August, 15 Uhr
Casino, Psychiatriezentrum Münsingen

Leserbriefe

reformiert. 7/2019, S. 1

Kirche kontert Attacke auf den Zivildienst

Reine Bequemlichkeit

Als ehemaligen Armeeangehörigen hat mich die Titelseite Ihrer Juli-Ausgabe schockiert. Ich wehre mich nicht gegen Diskussionen über den Zivildienst. Warum aber muss der Artikel mit einem despektierlichen Cartoon untermauert werden? Dieses Bild ist eine reine Diffamierung der Uniform und der Armee. Man könnte sogar interpretieren, die Armee stehe kurz vor dem Ende, sei moribund und zum Glück haben wir noch die Zivis. Dass die Einsätze der Zivildienstleistenden sinnvoll sein können, will ich nicht bestreiten. Aber zwischen den Zeilen Ihres Textes lese ich, dass der Einsatz in der Armee nicht sinnvoll sei. Unbestritten ist für einige der Zivildienst ein Gewissensentscheid. Aber sicher nicht für alle. Für viele ist es reine Bequemlichkeit, um den strengen Diensttagen einer RS auszuweichen.
Jürg Eberle, Grossaffoltern

Niedriglohnsozialdienst

Als Armeeoffizier finde ich die kirchliche Kritik an der Zivildienstverschlechterung interessant. Ich erachte den Zivildienst als eine wichtige Errungenschaft. Militärdiensttaugliche, die sich von Anfang an für eine anderthalb Mal längere Dienstzeit entscheiden, zeigen Überzeugung. Das ist bei «Abschleichen» oft nicht der Fall. Klar, das Militär ist nicht immer

spannend, sondern oft öde. Dennoch darf es durch einen niederschweligen Zivildienst nicht praktisch freiwillig werden. Auch ich überlegte mir damals diese Lösung, doch schien sie mir nur für Menschen mit Wissenskonflikten sinnvoll. Und die hatte ich nicht, wie viele andere auch nicht. Wenn es darum geht, günstige Arbeitskräfte zu rekrutieren, wertet dies die ursprüngliche Idee des Zivildienstes ab. Dann ist es eher ein Niedriglohnsozialdienst.
Eric Franklin, Zürich

reformiert. 7/2019, S. 2

«Ich weiss, dass sie friedlich sterben»

Fleischwerbung

In einer Zeit, in der nur noch absolute Realitätsverweigerer den Zusammenhang zwischen Klimawandel und Fleischkonsum in Abrede stellen, machen Sie Werbung für einen Metzger! Keinen Grossschlächter, gut. Die sind ja offiziell aus der Mode gekommen, auch wenn man sich fragt, woher all das Billigfleisch in den Supermärkten kommt. Aber Ihr Biometzger behauptet zu wissen, dass die Tiere friedlich sterben. Ach, und sterben sie auch gerne? Fleischessen ist nicht mehr zu rechtfertigen. Ausser durch puren Egoismus. Wie rechtfertigt das ein Christ oder eine Christin?
Julia Eva Wannenmacher, Merligen

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.bern@reformiert.info oder an «reformiert.», Gerberngasse 23, 3000 Bern 13
Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 706 009 Exemplare

Redaktion

- AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
- BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
- GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
- ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)

Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektur: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Bern | Jura | Solothurn

Auflage: 346745 Exemplare (WEMF)
30950 reformiert. Bern: Erscheint monatlich
Herausgeber: Verein reformiert. Bern | Jura | Solothurn
Präsident: Lorenz Wacker, Kirchberg
Redaktionsleitung: Hans Herrmann
Geschäftsleitung: Manfred Baumann

Redaktion und Verlag
Postfach 312, 3000 Bern 13
Redaktion:
Tel. 031 398 18 20, Fax 031 398 18 23
redaktion.bern@reformiert.info
Verlag:
Tel. 031 398 18 30, Fax 031 398 18 23
verlag.bern@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Merkur Druck AG, Langenthal/Burgdorf
Gaswerkstrasse 56, 4900 Langenthal
Tel. 062 919 15 15, Fax 062 919 15 55
abo.reformiert@merkurdruck.ch
Einzelabos (12 Ausgaben/Jahr): Fr. 20.-

Druckvorstufe Gemeindebeilagen

Merkur Druck AG, Langenthal/Burgdorf
reformiert@merkurdruck.ch

Inserate
Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch
Inserateschluss Ausgabe 9/2019
7. August 2019

Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



Porträt

Was der Mensch vom Esel lernen kann

Pädagogik Ist Sandra Begré mit Eseln und Kindern in der Natur unterwegs, lernt sie zu vertrauen. Und die Pfarrerin erfährt Lebendigkeit und Göttliches.



Sandra Begré und der Grossesel Bosco: «Er ist das Sensibelchen von unseren vier Eseln.»

Foto: Ephraim Bieri

Figaro steht einfach da, im Stall. Seinen Besuchern zugewandt hat er seinen Hintern – und seine Ohren. Sandra Begré lacht. «27 Jahre sind wir jetzt schon zusammen unterwegs. Und er hat immer noch Flausen im Kopf.» Das liege auch daran, dass sie bei ihm «so ziemlich alle Fehler» gemacht habe, die man bei Eseln machen könne.

Als soziale Tiere können sie nur in Herden artgerecht leben. Figaro aber war eine entscheidende Phase lang oft allein unter Menschen. So betrachte er diese nun als seinesgleichen, sagt Sandra Begré mit Schalk und Ernst zugleich: «Esel gehen davon aus, dass sie mitbestimmen. Sie sind sehr demokratisch.»

Das werde oft als stur angeschaut. Dabei sei es «einfach schlau».

Bescheiden geworden

Figaro kam als Konfirmationsgeschenk zur damals 15-jährigen Thuner Schülerin. Damit begann, was bestimmend wurde für Begré. Heute teilen sich mit ihr, ihrem Partner, ihren Eltern und Figaro die Eseldamen Néla und Aisha und «das Sensibelchen» Bosco ein weites Dach mit Umschwung, ein umgebautes Bauernhaus bei Herzogenbuchsee.

Das Haus scheint gross, ist aber einfach und sinnerfüllt gestaltet. Ähnlich wie das Leben der 42-Jäh-

rigen: «Ich bin bescheiden geworden und muss nicht mehr die Probleme der Welt lösen.» Das fühle sich so an, wie wenn die Esel abends einfach im Stall stehen und mamp-

Sandra Begré, 42

Die Pfarrerin und systemische Naturtherapeutin hat seit 27 Jahren Esel. Neben ihrer theologischen Arbeit bietet sie Eseltrekking für Kinder und Jugendliche an und bildet sich weiter in tiergestützter Therapie und Pädagogik. Sie lebt mit ihrem Partner und den Tieren im Berner Mittelland.

fen. «Ich bin überzeugt, dass es eine Wirkung hat, wenn man sich auf diese Wesen einlässt.»

Konkret erfährt es Begré beim Eseltrekking mit Kindern und Jugendlichen. Nur mit dem Nötigsten gehen sie raus. Die ungefähre Route steht, zum Schlafen ist kein Ort festgelegt, kein Programm. «Wir gehen bloss mit den Rucksäcken, dem Wissen, der Erfahrung, die wir haben, das braucht unglaublich viel Vertrauen.» Das erste Mal sei sie gestresst gewesen. Aber sie habe erfahren: «Es gibt immer eine Lösung. Zu diesem Grundvertrauen möchte ich die Kinder hinführen.»

Lange wollte Sandra Begré Tierärztin werden. Schon als Zwölfjährige hat sie mit Erwachsenen «leidenschaftlich über Lebens- und Sinnfragen diskutiert». Kurz vor der Matur setzte sie auf die Theologie, auch dank des Konfirmationspfarrers. Doch es folgte eine harzige Zeit. «Ich habe stark gerungen, bis ich den Weg fand zu meiner Theo-

.....
«Es gibt immer eine Lösung. Zu diesem Vertrauen möchte ich Kinder hinführen.»

logie.» Am meisten störte sie die Fixierung auf den Menschen, das Anthropozentrische. Ihr sei das zu verkopft: «Am wichtigsten ist mir die Verbundenheit zur Erde, mit dem Lebendigen, dem Göttlichen, das Vertrauen. Und das Göttliche ist die Kraft und der Sinn in allem.»

So fand sie zu ihrer Aufgabe, Theologie zu verbinden mit Kräften der Natur. Das bringe ihr Kritik von zwei Seiten. Die Arbeit mit Menschen in der Natur wird von manchen als unchristlich angesehen. Andere verstünden ihren Einsatz in einer Kirche nicht, die einst Menschen verfolgte, die in Verbindung mit Naturkräften standen.

Nun ist sie Pfarrerin, und zwar gerne. Und zu spüren ist es auch, wenn sie über die Zukunft der Kirche diskutiert und dabei ins Feuer kommt: «In der Kirche können wir noch viel lernen.» Marius Schären

Das Video vom Spaziergang mit Pfarrerin Sandra Begré und ihren Eseln:

reformiert.info/esel

Gretchenfrage

Thomas Zurbuchen, Astrophysiker:

«Wenn ich mich machtlos fühle, dann bete ich»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Zurbuchen?

Religion sollte einen zu einem besseren Menschen machen. In diesem Sinn ist sie mir sehr wichtig. Ich hoffe, dass am Ende meines Lebens nicht nur das übrig bleibt, was ich im Beruf geleistet habe. Sondern dass man sagen wird: Er war ein guter Mann, Vater und Freund.

Gehen Sie in die Kirche?

Als Kind war ich oft in der Kirche, weil mein Vater Prediger einer Freikirche in Heiligenschwendi BE war, wo ich aufwuchs. Heute verkehre ich nicht in kirchlichen Kreisen.

Glauben Sie an Gott?

Wenn ich ins Universum und die Natur schaue, empfinde ich tiefe Ehrfurcht vor etwas, das grösser ist als ich. Ich nenne das jedoch nicht Gott, sondern einfach höhere Macht. Ich finde die Ehrfurcht davor wichtiger als den Namen.

Beten Sie?

Ja. Wenn ich mich in meinem Privatleben machtlos fühle, wenn es um Gesundheit oder Tod geht, ist das Gebet die einzige Entgegnung. Nicht gut finde ich, wenn Leute beten und dann Schlechtes tun.

Entstand das Universum aus Zufall?

Ich weiss es nicht. Das Universum ist sehr viel grösser, als wir meinen. Der Teil, den wir sehen, macht den Millionstel eines Prozents des Ganzen aus. Mit meinem zeitlich und räumlich beschränkten Verständnis kann ich die Frage nach dem Ursprung nicht beantworten. Wer behauptet, es zu können, egal ob von wissenschaftlicher oder religiöser Seite, ist intellektuell arrogant.

Sie sagen, Religion und Wissenschaft seien dasselbe. Inwiefern?

Es sind unterschiedliche Methoden, die grossen und kleinen Fragen des Leben zu erforschen. Manche traditionell religiösen Leute haben eine Ruhe, die ich nicht habe. Als Wissenschaftler weiss ich, dass wir noch unglaublich viel lernen und herausfinden müssen.

Interview: Sabine Schüpbach

Christoph Biedermann



Tipp

Ausstellung

Allez – ab an die Wahlurnen

Ab dem 12. August öffnet das Polit-Forum im Käfigturm nach der Sommerpause wieder seine Tore. Die Ausstellung «Wozu wählen?» will mit Fragen und Vorschlägen mehr Schweizerinnen und Schweizer zum Wählen motivieren. Schliesslich beteiligt sich nur gerade mal die Hälfte aller Stimmberechtigten an den Wahlen – bei den 18- bis 25-Jährigen sogar nur ein Drittel.

Die interaktive Ausstellung zum Wahljahr 2019 hilft, die eigene politische Ausrichtung kennenzulernen, informiert über die Kosten von

Wahlen und wie sich das Wahlsystem über die Jahre hierzulande verändert hat. Die Ausstellung kann auf eigene Faust oder unter Führung erkundet werden. Das Polit-Forum stellt didaktisches Material zum Thema auf seiner Homepage zur Verfügung. Zudem finden parallel zur Ausstellung regelmässig Podiumsdiskussionen statt: Am 20. August etwa diskutieren die Nationalratspräsidentin Marina Carobbio mit weiteren Politikerinnen über die Frage: Warum werden weniger Frauen ins Parlament gewählt und was kann Frau oder Mann dagegen tun. nm

«Wozu wählen?», bis 26. Oktober 2019, Polit-Forum Bern, Käfigturm, Marktgasse 67. www.polit-forum-bern.ch



Thomas Zurbuchen ist seit 2016 Wissenschaftsdirektor der NASA und lebt nahe Washington, USA. Foto: Keystone